

clv

Wolfgang Bühne, Hrsg.

Sehnsucht der Betrogenen

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1986
2. Auflage 1987
3. Auflage 1987
4. Auflage 1988
5. Auflage 1990
6. Auflage 1992
7. Auflage 1996
8. Auflage 2000

© 1986 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-89397-111-4

Sehnsucht der Betrogenen

Inhaltsverzeichnis

Antonio Bueno An den Schnüren Satans	7
Benedikt Peters Ende einer Illusion am Fuß des Himalaja	27
Hans Eichblatt Kein »Spruch« mehr auf Lager!	45
Susanne Kautz Selbsterfahrung – Erfahrung einer Sackgasse	69
Franz Huber Tanz mit dem Tod	101

Sehnsucht der Betrogenen

An den Schnüren Satans

*»Wir kümmern uns nicht um lange Haare,
wir tragen keine weiten Hosen,
auf meinem Gesicht keine Spur von Wirklichkeit.
Ich arbeite nicht,
eine Menge Rauschgift ist alles,
was ich brauche.
Ich bin ein fauler Trottel.«*

Punk-Club ...

Die aufpeitschenden Rhythmen des Punk-Rock treiben mich auf die Tanzfläche, wo »Pogo« getanzt wird. Eine Menge kaputter Typen mit maskenhaften Gesichtern, fast alle wie ich von Alkohol und Haschisch angeturnt, entladen beim »Pogo« ihre Aggressionen. Stampfen ... Rempeln ... Prügeln ...

Der Sound des Chaotischen macht hart und gefühllos.

*»Tanz den Mussolini,
tanz den Adolf Hitler,
tanz den ...*

*Unsere Stiefel sind so schwarz,
rechts der schwarze Stern ...«*

Und ich tanze an den Schnüren Satans!

Meine Vorgeschichte ist typisch für einen Punk. 1963 wurde ich in München geboren. Mein Vater ist Spanier und meine Mutter Deutsche.

Als Kleinkind war ich oft krank und so entwickelte ich mich nur sehr langsam. Etwa acht Jahre war ich alt, als wir nach Pamplona/Nordspanien zogen, wo meine Eltern ein Restaurant besaßen.

Mein Vater, der in jungen Jahren katholischer Priester war, versuchte mich religiös zu erziehen und so war der sonntägliche Kirchgang für mich selbstverständlich.

Eine Zeitlang schien für mich und meine Schwester die Welt recht heil zu sein, bis es in der Ehe meiner Eltern kriselte und die anfänglichen Wortgefechte oft in Prügeleien endeten.

Diese immer handfester werdenden Streitigkeiten waren für mich und meine jüngeren Geschwister eine furchtbare Belastung. Meine Mutter hielt es eines Tages nicht mehr aus, kehrte nach Deutschland zurück und überließ für vier Monate die Erziehung der Kinder meinem Vater, bis sie sich wieder

versöhnten. Wenige Monate später verkauften sie ihr Restaurant an unsere Verwandten und zogen wieder mit uns nach München.

Da ich kein Lern-Genie war, fiel mir diese Umstellung sehr schwer und so stand ich bald im Schatten meiner jüngeren Schwester Carmen, die mit Leichtigkeit lernte. Meine schulischen Schwierigkeiten wurden von Jahr zu Jahr größer und ich kam mit chaotischen Noten nach Hause. Die Reaktion meiner Eltern: Prügel, bis ich blau war!

Mein Vater, der inzwischen als Kellner arbeitete und oft erst um drei Uhr morgens von der Arbeit nach Hause kam, geriet über meine Zensuren manchmal so sehr in Zorn, daß er mich aus dem Bett zog und mir mit voller Wucht ins Gesicht schlug.

So wurde die Beziehung zu meinem Vater nicht von Liebe und Verständnis, sondern von Angst geprägt, die sich bald in glühenden Haß verwandelte.

Damals war ich dreizehn Jahre alt.

Schließlich begann meine Ausreißperiode mit dem Ziel, das zu suchen, was ich zu Hause vermißte: Geduld, Trost und Geborgenheit. Wie sehnte ich mich danach! Oft saß ich in den langen Winter Nächten frierend und träumend in meinem Ver-

steck, während mich draußen die Polizei mit ihren Hunden suchte.

Um meinen Hunger zu stillen, begann ich in Supermärkten zu stehlen und lebte dann tagelang meist nur von Schokolade.

Manchmal gelang es mir auch, in ein Restaurant einzubrechen und dort etwas aus der Küche zu stehlen. Das war nicht so schwer, denn ich war sehr dünn und konnte leicht durch ein gekipptes Toilettenfenster einsteigen. Ich erinnere mich, daß ich einmal, total übermüdet, in einem solchen Toilettenraum eingeschlafen bin.

So war ich dauernd auf der Flucht vor meinen Problemen, Sorgen und Ängsten, landete aber nach einigen Tagen jedesmal bei der Polizei, die mich dann zu meinen Eltern brachte.

Erstaunlicherweise hat mir mein Vater diese Fluchtversuche recht großzügig vergeben. Nur wenn ich schlechte Arbeiten von der Schule mitbrachte, wurde er rasend vor Zorn. Vielleicht lag das daran, daß er eine Zeitlang tatsächlich glaubte, aus mir einen Flugingenieur machen zu können. Doch alle verzweifelten Lernversuche änderten nichts an der Tatsache, daß ich mit sechzehn Jahren die Schule abbrechen mußte. Damals fing ich eine Lehre als Bäcker an.

Anfangs wohnte ich noch bei meinen Eltern, aber weil der Weg zur Lehrstelle ziemlich weit war, bekam ich bald dort ein Zimmer. Nun glaubte ich endlich die Freiheit zu haben, von der ich geträumt hatte: Freiheit von dem Druck meiner Eltern, die ich haßte, obwohl sie sich Mühe gaben, mit mir ein normales Verhältnis zu bekommen. Doch der Haß in mir fraß um sich wie ein Krebs und machte mein Herz kalt und gefühllos. Ihre Versuche, mir zu helfen, registrierte ich nicht, vergaß aber nie den einen Satz, den meine Mutter einmal ausgesprochen hatte: »Du wirst es zu nichts bringen. Du bist eine Niete, ein Trottel!«

Diese Worte hatten mich zutiefst verletzt und da ich nicht stark genug war, diese unbedachten Worte von mir abprallen zu lassen, fraßen sie sich tief in mich hinein. Ich war voller Minderwertigkeitskomplexe, denn tatsächlich war ich nur ein kleiner Lehrling, ein Nichts.

Auch als Bäckerlehrling hatte ich Probleme mit der Arbeit und in der Berufsschule war ich ebenfalls ein Versager.

Um mich abzulenken und die Sorgen eine Zeitlang zu vergessen, suchte ich des öfteren eine Disko auf, in der ich oft bis zum Arbeitsbeginn blieb. Man kann sich vorstellen, wie sich der Schlafmangel auf meine Arbeitsmoral auswirkte.

Musik spielte nun auch eine wichtige Rolle in meinem Leben. Ich begeisterte mich für Gruppen wie AC/DC, KISS und andere, deren Texte und Rhythmen meinem Empfinden entsprachen.

Das Bewußtsein, nichts wert – ein »fauler Trottel« zu sein, steigerte meinen Haß, der sich gegen die meisten Menschen meiner Umgebung und besonders gegen die Ausländer richtete, obwohl ich selbst einer war.

Ich verehrte zunächst heimlich Adolf Hitler und informierte mich intensiv über seine Person und seine Ideologie. Der Gedanke, daß Hitler auch einmal als Versager klein angefangen hatte und doch ein großer Führer wurde, motivierte mich, so daß ich bald in der NPD mitlief, Hakenkreuze anfertigte und alle möglichen Wände und Gegenstände beschmierte.

Die Gedanken von Gewalt und Zerstörung begannen nun auch meine Phantasie zu beherrschen. So wurde ich von Vorstellungen geplagt, wie ich jemand erschießen oder zerstückeln würde. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon im Netz Satans gefangen, der mich bald zu einem bedingungslosen Nachfolger und Anbeter machte.

An meiner Arbeitsstelle gab es einige Lehmädchen, unter denen Alexandra auffiel. Sie war reli-

giös, glaubte an die Existenz Gottes und ging zur russisch-orthodoxen Kirche. Dazu kam, daß sie Halbrussin war und so hatte ich nach meiner neuen Ideologie eigentlich Grund, sie zu hassen und zu verachten. Aber das Gegenteil geschah, nach langer Zeit wurde mein Herz wieder warm für einen Menschen und wir verliebten uns.

Alexandra war alles für mich und ich war glücklich mit ihr und sie mit mir. In der ersten Zeit verstanden wir uns bestens, zumal wir uns von unseren Eltern unverstanden glaubten. Wir merkten nicht, wie wir uns gegenseitig zum Idol machten und eigentlich kein tragfähiges Fundament für unsere Freundschaft hatten.

So dauerte es auch nicht mehr lange, bis unsere Beziehung stark erschüttert wurde. Uns verband nur noch die gegenseitige sexuelle Abhängigkeit, die fast zu einer Sucht wurde.

Ian Dury sang: »Sex and Drugs and Rock'n Roll is all your body needs.« Was uns noch fehlte, waren die Drogen. Doch die ließen auch nicht mehr lange auf sich warten.

Etwa zu diesem Zeitpunkt wurden die »Punks« in Deutschland bekannt. Sie sorgten auch in München für Schlagzeilen und ich war fasziniert von ihrem Auftreten, ihrem »Mut« und ihrer Auflehnung ge-

gen jede Art von Autorität. Von nun an trug ich nur noch schwarze Kleidung und fand es stark, mit Irokesenschnitt die biederen Durchschnittsbürger zu schocken. Auch Alexandra war entsetzt über mein Erscheinungsbild und als ich dann noch eines Tages betrunken zur Arbeit kam, einen Gesellen verprügelte und anschließend dem Bäckermeister das Handtuch warf, war es zwischen Alexandra und mir aus.

Mir war alles egal: »No future for me!«

Ich schlug wild um mich, weil ich allen anderen, nur nicht mir selbst die Schuld an meinem Elend gab.

Im Fußballstadion von »München 1860« lernte ich nun die Neonazis kennen, die durch einen kurzen Haarschnitt, Militärstiefel und grüne Fliegerjacken auffielen und für kurze Zeit sympathisierte ich mit der »Wehrsportgruppe Hoffmann« und verprügelte mit ihren Anhängern die Fans von Schalke 04 und vom FC Nürnberg. Auch bei den Schlägereien gegen Türken, Griechen und andere von uns gehaßte Ausländer war ich mit dabei.

Später machte es mir auch nichts mehr aus, mit den »Punks« irgendwelche fremden Menschen, die uns nichts getan hatten und nicht wußten, wie ihnen geschah, anzupöbeln und zu verprügeln.

Jedoch eine Aktion wurde mir zum Verhängnis. Am

Weißburger Platz sah ich einen eleganten Mann mit Aktenkoffer aus einem weißen Mercedes steigen. Mit dem Aufschrei »Bonzenschwein« stürzte ich mich auf ihn, um ihm den Koffer zu entreißen. Doch hatte ich nicht damit gerechnet, daß etwa fünfzig Meter von uns entfernt ein Polizist auf einem Motorrad saß und sofort eingriff. Wenige Minuten später wurde ich in Handschellen zur Polizeistation gebracht.

Anschließend wurde ich nach Stadelheim in die Untersuchungshaft eingeliefert. Die Anklage lautete: »Versuchte räuberische Erpressung und Bedrohung mit der Waffe, Gefahr für Leib und Leben.«

Nun war alles aus. Zum ersten Mal im Knast – kein Alkohol, um den Frust hinunterzuspülen, kein Punk. Eine Einsamkeit wie nie zuvor überfiel mich.

Erschwerend kam noch hinzu, daß während meiner U-Haft mein Zimmer durchsucht wurde und die Kripo dort einen Brief fand, den ich kurz vor meiner Straftat, einen Tag nach dem Bombenanschlag auf dem Oktoberfest in München an Herrn Hoffmann geschrieben hatte:

Sehr geehrter Herr Hoffmann!

Es freut mich sehr, daß unser Kamerad Gundolf Köhler seinen Mut bewiesen hat, daß er bereit war, für unsere

Sache zu sterben. Auch freut mich, daß dabei noch vier Engländer draufgegangen sind.

Trotz meines Respektes vor Ihnen war es aber nicht gut, daß wir nicht gewarnt wurden, bevor die Bombe explodierte. Es wäre besser gewesen, wenn die Bombe in der Westendstraße explodiert wäre, wo die Kannaken wohnen. Damit hätten wir dann mindestens 200 Nichtarier weggeschafft.

Mit einem »Heil Hitler!« grüßt Antonio Bueno Gill.

Dieser Brief ist ein schreckliches Zeugnis meiner damaligen böserartigen, menschenverachtenden Lebenseinstellung.

Ein wenig Licht in meine dunkle Zelle brachten mir die Briefe von Alexandra, die trotz allem wieder die Verbindung mit mir suchte. In ihren Briefen schrieb sie von Christen, die sie kennengelernt habe und von der Liebe Gottes, die auch für mich da wäre und sich am Kreuz auf Golgatha bewiesen hätte.

Alexandras Zeilen ließen mich nicht unberührt. Ich mußte immer wieder darüber nachdenken und hätte in der Einsamkeit der Zelle Zeit und Gelegenheit genug gehabt, diesen Gott zu suchen und anzurufen. Aber statt dessen reifte in mir ein teuflischer Plan. Ich mußte mit etwa zwei Jahren Haftstrafe rechnen und wußte, daß jeder Brief von und an

Alexandra vom Richter gelesen wurde. So beschloß ich, Gott für meine Situation zu mißbrauchen und »fromme« Briefe zu schreiben.

So dokumentierte ich auf diese Weise meine »Reue« und Gesinnungsänderung, obwohl ich nach wie vor jenen Menschen, den ich überfallen hatte, haßte.

Mein Plan ging auf. Als ich nach drei Monaten meine Verhandlung hatte und Alexandra für mich aussagte und so tat, als wären wir bis über beide Ohren ineinander verliebt, bekam ich nur eine Bewährungsstrafe.

Zunächst schien wieder alles gut zu sein. Ich war frei und bekam sogar eine neue Lehrstelle in einer anderen Bäckerei. Aber mein Herz war nach wie vor voller Gewalt und Haß, vor allem gegen die Reichen und gegen Ausländer und ich schmiedete Pläne, wie man die Reichen beseitigen und die nichtarischen Rassen ausrotten könne.

Anarchogruppen wie »Sex Pistols«, »DAF« und »U.K.« drückten in ihren Liedern aus, was ich fühlte:

*»Ich bin ein Antichrist, ich bin Anarchist.
Ich weiß, was ich will und ich weiß, wo ich es bekomme.
Ich möchte den Vorübergehenden vernichten.
Ich will gesetzlos sein.«*

(Aus: »Anarchie in the U.K.«)

Mein Verhältnis zu Alexandra wurde in dieser Zeit sehr gespannt. Zunächst lebten wir zusammen auf Alexandras Zimmer, aber wir entfremdeten uns innerlich immer mehr, weil ich fast jeden Tag in den Punk-Club ging und erst spät in der Nacht zurückkehrte. Nachdem wir uns wieder einmal sehr heftig gestritten hatten, zog sie zu ihrem Vater und hinterließ mir eine sturmfreie Bude, die bald von meinen Punks bevölkert wurde. Das hatte wiederum zur Folge, daß die Ruhe unseres Vermieters empfindlich gestört und das Zimmer gekündigt wurde.

Da wir das Zimmer räumen mußten, war Alexandra genötigt, ihre Sachen zusammenzupacken. Eines Samstags erschien sie total betrunken, um ihre Klamotten zu sortieren und kurze Zeit später tauchte ein junger Mann auf, der sich mit Alois vorstellte und ihr half, die Sachen abzuholen.

Wir brachten die Sachen zu Alexandra nach Hause, wo Alois und ich noch eine Zeitlang zusammen in der Küche saßen. Wir hatten ein langes Gespräch miteinander, und er machte mir das Angebot, in eine christliche Wohngemeinschaft zu ziehen. Stolz lehnte ich dieses Angebot ab und verabschiedete mich, nachdem ich mit Alexandra noch einige haßgeladene Beschimpfungen ausgetauscht hatte.

So stand ich wieder einmal auf der Straße und war darauf angewiesen, in Schmutz und Dreck mit den

Punks zu leben. Bald war ich dieses Hin und Her leid und da es zudem Winter wurde, versuchte ich, bei meinen Eltern unterzukommen. Als ich dort auch abgewiesen wurde, blieb mir nichts anderes übrig, als kleinlaut bei den Christen um Unterkunft zu bitten.

Diese jungen Leute nahmen mich herzlich auf, und ich hatte nun in den kommenden Wochen die Möglichkeit, ihren für mich völlig ungewohnten Lebensstil auf Echtheit zu prüfen. Hier fiel kein böses Wort und es herrschte eine saubere, ehrliche Atmosphäre. Die Herzlichkeit und Selbstlosigkeit beeindruckte mich tief. Sie gaben, ohne etwas zu fordern oder zu erwarten. Alois sagte einmal zu mir: »Ihr Punks und wir Christen haben eine Erkenntnis gemeinsam: daß es auf dieser Erde keine Zukunft mehr gibt!«

Obwohl ich bei den Christen wohnte, blieb ich der Punkszene treu und besuchte weiterhin die Punk-Clubs. In einem dieser Lokale wurde ich dann auch Türsteher und bekam auf diese Weise mein Bier kostenlos.

Oft kam Alois des Nachts, um mich dort abzuholen, und ich scheute mich nicht, weitere Freunde mitzunehmen. Reinhold, den wir »Kamikaze« nannten, Antonio, ein weiterer Spanier, Ralf und ich waren meist zusammen. Die Christen boten uns Schlafgelegenheiten und verpflegten uns. Verstehen konn-

ten wir das nicht. Sie strahlten eine Liebe und Freundlichkeit aus, die uns einfach unfassbar war. Schließlich wollten ja nicht einmal unsere eigenen Eltern etwas mit uns zu tun haben.

Von dieser Herzlichkeit verunsichert, reagierten wir mit Provokationen. Aber selbst als ich Alois einmal mit dem Messer bedrohte, behielt er seine Nerven und entwaffnete mich mit seiner Freundlichkeit.

Ab und zu gingen wir auch mit Alois zur Gemeinde. Obwohl ich z.B. so entstellt aussah, daß mich meine eigene Schwester auf der Straße nicht erkannte, sondern dachte: »Hoffentlich quatscht mich dieser miese Typ nicht an«, wurden wir von den Christen mit offenen Armen aufgenommen, wenn auch einige sicher schwer schlucken mußten, als wir mit gefärbten Haaren, Kajalstift an den Augen und nach Patschouli stinkend in den Saal hineingeknallt kamen.

Auf die Liebe dieser Christen antwortete ich immer mehr mit Haß. Mich ärgerte es maßlos, daß sie genau das in ihren Herzen hatten, was mir völlig fehlte: Frieden und Freude. Um diese Menschen zu verletzen, hatte ich meine Lederjacke mit Sprüchen versehen, die den Namen Jesu in den Dreck zogen.

Eines Nachts, als ich mich ziemlich betrunken hatte, suchte ich nach langer Zeit wieder einmal Alexandra

auf. Ich blieb bis zum Morgen bei ihr und bekam dann einen Anfall von Haß und Wut. Alexandra hatte Ikonen in ihrem Zimmer hängen. Diese riß ich von den Wänden und spuckte darauf. Dann rief ich ihr zu: »Verleugne deinen Gott und diene dem Satan!« Sie antwortete darauf – offensichtlich schon von der Liebe Gottes angerührt: »Nein, Jesus liebt dich!«

Nun brannte bei mir die Sicherung durch und ich brüllte sie an: »Verleugne!«

Als sie darauf nicht antwortete, verlor ich jede Selbstbeherrschung und verprügelte sie mit meinem Nietenband. Früher hatte sie sich immer gewehrt, aber diesmal umarmte sie, auf der Erde liegend, meine Beine und sagte: »Geh nicht weg, Gott liebt uns.« Ich sah, daß sie völlig am Ende war, doch mit einem Schlag ins Gesicht stieß ich sie zurück und stürzte wutentbrannt aus der Wohnung.

Wenn ich heute daran denke, dann zerreißt es mir das Herz und ich verstehe nicht, warum ich diesen Gott, der bereits begonnen hatte, das Leben von Alexandra zu verändern, so hassen konnte und warum ich einen Menschen, den ich liebte, so mißhandelt habe.

Während ich mich nun umsomehr mit Alkohol und Hasch vollpumpte, gingen mir die Worte »Jesus

liebt dich!« nicht mehr aus dem Kopf. Nur der Punk-Rock, der laut genug war, schien für eine kurze Zeit diese Worte zu übertönen.

Während dieser Zeit hatte ich die Wohngemeinschaft der Christen verlassen und hielt mich mit einigen Freunden in Nürnberg auf. Da wir aber bald wieder einmal finanziell auf dem Schlauch standen, mußten wir nach München zurück und ich suchte Alexandra an ihrer neuen Arbeitsstelle auf. Ich war auf dem Tiefpunkt meines Lebens angelangt, denn nicht einmal der Punk bedeutete mir noch etwas.

Eigentlich hatte ich vor, mir etwas Speed zu besorgen, doch dann entschloß ich mich, Alexandra von ihrer Arbeit abzuholen. Auch ihr ging es nicht gut, sie war inzwischen alkoholabhängig geworden; dennoch versuchten wir »cool« zu sein und unser Elend unter einer Maske zu verbergen.

Wir gingen zusammen in eine Kneipe und spielten dort Billard. Obwohl Alexandra eine gute Billardspielerin war, verfehlte sie diesmal die Kugeln. Als ich ihr darauf etwas genauer in die Augen sah, erkannte ich, daß sie irgend etwas genommen hatte. Sie gestand, Alkohol und Tabletten gemischt und getrunken zu haben.

Wir fühlten uns beide völlig ausgelaugt. Wir waren am Ende. Es gab nur noch eine Möglichkeit, aus

unserem Elend herauszukommen und ich wußte, daß ich an diesem Tag die Weiche für unser zukünftiges Leben stellen mußte. So packte ich aus: »Fangen wir noch einmal von vorne an. Ich habe den Punk und mein ganzes Dasein satt!«

»Es gibt nur Einen, der uns noch helfen kann: Jesus Christus«, war ihre Antwort.

»Ich gehe zu Alois zurück und frage, ob sie mich wieder aufnehmen. Und dann schmeiße ich meine Klamotten heute noch weg, das verspreche ich dir, und morgen besuche ich meinen Bewährungshelfer und suche mir eine Arbeit.«

»Das mußt du mir erst einmal beweisen. Vorher glaube ich dir nichts mehr!«

Wir zahlten, verabschiedeten uns und ich machte mich auf den Weg zur Wohngemeinschaft. Auf mein Klingeln öffnete mir Klaus, der mich ziemlich verwundert ansah. »Darf ich rein? Ich will meine Klamotten ablegen.« Klaus wies mich nicht ab und so warf ich meine Kleidung weg und suchte mir aus der Kleiderkiste auf dem Dachboden Ersatz.

Am nächsten Tag suchte ich meinen Bewährungshelfer auf, der mir eine Arbeitsstelle als Spüler besorgte.

Äußerlich hatte sich mein Leben nun völlig geän-

dert, aber mein böses Herz wurde durch neue Kleidung und geregelte Arbeit nicht verbessert. Diese Veränderung konnte nur von Gott bewirkt werden und sie begann damit, daß Klaus mir ein Neues Testament schenkte, indem ich nun las und auf folgende Stelle stieß:

»... denn in der Stunde, in welcher ihr es nicht meint, kommt der Sohn des Menschen« (Luk. 12,40).

Ich erschrak tief, denn ich war auf eine Begegnung mit diesem Jesus in keiner Weise vorbereitet und wußte, daß ich mit meinem Leben vor Ihm nicht bestehen konnte.

Doch Seine barmherzige Liebe öffnete mir nicht nur die Augen für meine Verlorenheit und Schuld, sondern auch für die unbegreifliche Gnade Gottes. Ich las die wunderbaren Worte: »... wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen« (Joh. 6,37).

»Kann das wirklich wahr sein, Gott? Willst Du einen so dreckigen Punk, der Deinen heiligen Namen in den Schmutz getreten hat, wirklich aufnehmen?«

Es gibt Entscheidungsstunden im Leben, in denen man weiß: jetzt oder nie! Diese Stunde war jetzt für mich gekommen und ich hörte deutlich den Ruf Gottes zur Umkehr. Ich wollte diese Chance nicht verpassen und so übergab ich an diesem Tag Jesus

Christus im Gebet den Schrott meines Lebens und bat Ihn, mir mein gottloses Leben zu vergeben und mich aufzunehmen.

Dieses Gebet war der erste Schritt in ein neues Leben – ein Leben frei von den Ketten der Sünde, ein Leben der Freude und des Friedens.

Auch Alexandra hat diesen Schritt getan und die Befreiung von Schuld und Sünde durch den Glauben an Jesus Christus, der am Kreuz den Preis unserer Erlösung mit Seinem Leben bezahlte, erfahren.

Inzwischen sind einige Jahre vergangen und ich bin durch Höhen und Tiefen gegangen, aber Gott hat mich nie im Stich gelassen. Es gab Zeiten, in denen mein Stolz und Eigenwille wieder auftauchten und ich es meinen Mitchristen schwer machte, mit mir zu leben. Aber dann hat Gott die Zügel etwas straffer angezogen, um mich zur Besinnung zu bringen. Das war oft schmerzlich, aber um nichts in der Welt möchte ich wieder mit meinem alten Leben tauschen.

1983 haben Alexandra und ich geheiratet, und inzwischen hat Gott uns einen Sohn und eine Tochter geschenkt.

Seitdem mein Leben Gott gehört, ist es mein besonderer Wunsch, meinen ehemaligen Punk-Freunden zu erzählen, wie Gott mein Leben verändert hat.

Einer von ihnen meinte in einem Gespräch: Dir ist das Religiöse aufgezwungen worden.

Nun, ich kann dankbar bezeugen, daß einzig der lebendige Gott selbst durch Sein Wort, die Bibel, zu mir gesprochen und mich überzeugt hat.

Vielleicht steckst Du in einer ähnlichen Situation wie ich damals. Wenn Dein Leben voller Schuld ist, sei es durch Alkohol, Drogen, Geldgier, Diebstahl, sexuelle Sünden, Mord und was es sonst noch geben mag, der Herr Jesus ist am Kreuz auf Golgatha für diese Sünden gestorben und hat die Strafe für meine und Deine Sünden dort getragen.

Aufgrund dieser Tatsache kann Gott Vergebung von Schuld und ein neues, ewiges Leben anbieten.

»Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe« (Joh. 3,16).

Jesus Christus, der einen elenden, dreckigen Punk wie mich aufgenommen und zu einem Kind Gottes gemacht hat, wird Dich nicht abweisen, wenn Du mit Deinem kaputten Leben zu Ihm kommst. Er steht zu Seinem Wort.

Jesus liebt Dich!

Dein Antonio

Sehnsucht der Betrogenen

Ende einer Illusion am Fuß des Himalaja

»AHL-UL-KITAB« – »Volk des Buches« – dieses arabische Wort gebraucht ein Moslem, wenn er von den Christen redet.

Ich hätte nie gedacht, daß ich auch einmal zum »Volk des Buches« gehören würde. Doch die Bibel, das Buch der Bücher, hat schließlich mein Leben verändert und geprägt.

In Finnland – also in einem Land, in dessen Familien es bis vor etwa 20 Jahren noch üblich war, eine Bibel im Haus zu haben und ab und zu auch darin zu lesen – bin ich geboren und aufgewachsen. Allerdings hatte meine Familie keine Beziehung mehr zur Bibel.

Als ich dann aber aus Anstandsgründen trotzdem konfirmiert werden sollte – wir waren inzwischen in die Schweiz gezogen – hatte ich eigentlich schon eine klare Entscheidung getroffen. Bei der Konfirmation sollten wir eine Art Treuegelöbnis ablegen, daß wir unser weiteres Leben unter der

Führung Jesu Christi gestalten wollten. Allerdings brauchten wir damals unser Versprechen nicht laut auszusprechen, denn dann hätte ich wahrscheinlich gelogen, sondern wir konnten still für uns selbst auf die Frage des Pfarrers eine Antwort geben.

Ich habe damals aus voller Überzeugung geantwortet:

»Nein, das will ich nicht. Ich habe kein Interesse daran, Jesus nachzufolgen.«

Natürlich ließ ich mich trotzdem confirmieren, aber die Konfirmation war für mich die Abschiedsfeier von aller Religiösität und vom Christentum. In den folgenden 4 bis 5 Jahren habe ich keine Bibel mehr angerührt und an keiner christlichen Veranstaltung oder sonst einer Sache, die irgend etwas mit dem Christentum zu tun hatte, teilgenommen.

Nachdem ich mein Abitur hinter mich gebracht hatte, wollte ich endlich einmal die Welt kennenlernen. In der Schweiz, so meinte ich, war alles so klein-kariert, verklemmt, viel zu genau, zu ordentlich und zu geregelt. Ich wollte frei sein und glaubte, daß Freiheit darin besteht, tun und lassen zu können, was man will. Und das war meiner Überzeugung nach nur in einem Land möglich, wo man nicht alles so genau nimmt, wo man nicht arbeiten

muß und wo man die Dinge bekommt, die man genießen möchte.

Für mich gab es nur ein Land, das in Frage kam: Indien, das gelobte Land. Bereits ein Jahr vor meiner Abreise dorthin hatte ich mich oft mit meinem Freund getroffen und dann haben wir uns in den schillerndsten Farben ausgemalt, wie es dort sein würde. Wir träumten davon, irgendwo am Fuß des Himalaja, wo es ruhig ist und die Menschen zufrieden sind, ein Haus für uns zu haben, genügend Geld, um nicht arbeiten zu müssen und vor allem ausreichend mit Drogen versorgt zu sein, die wir damals nahmen, weil wir das Leben sonst nicht ertragen hätten.

Nun, das waren schöne Träume und meistens gehen Träume nicht in Erfüllung. Aber das Erstaunliche war, daß unser Traum buchstäblich in Erfüllung ging.

Es kam der Tag, an dem ich im friedlichen Indien, am Fuß des Himalaja in einem gemieteten Haus wohnte. Ich hatte genügend Geld, um auch längere Zeit nicht arbeiten zu müssen und hatte vor allem die Drogen. Nun war ich am Ziel meiner Träume und hätte eigentlich der glücklichste Mensch auf Erden sein müssen. Aber weit gefehlt! Mit der Erfüllung meiner Träume hatte ich alle Illusionen verloren. Damals fühlte ich mich unglücklicher als je zuvor.

In der ersehnten Abgeschiedenheit am Fuß des Himalaja wurde mir bewußt, daß ich alles hatte, was ich jemals wünschte, mir aber dennoch genau das fehlte, wonach ich mich sehnte: Glück und Zufriedenheit.

Beim Grübeln über dieses Problem kam mir der Gedanke: Mit dem Glück in Indien hat es nicht geklappt, also mußt du die Sache ganz anders anpacken. Du fährst zurück in die geordnete Schweiz, hörst mit den Drogen auf, gehst einer anständigen Arbeit nach, heiratest und wirst einfach ein normaler Bürger. Wahrscheinlich ist das der Weg zur Zufriedenheit.

Gedacht, getan. Ich kehrte in die Schweiz zurück, hörte auf Drogen zu nehmen und ging einer ehrbaren Arbeit nach. Und doch, im Herbst 1971, einige Monate bevor ich 21 Jahre alt wurde, stand ich auf dem Balkon unseres Hauses und verfluchte den Tag, an dem ich geboren wurde.

Ich habe nicht mit Gott gehadert, denn ich glaubte nicht an ihn, aber ich fand es empörend, daß ich existierte. Warum mußte ich auf der Welt sein, ohne daß ich gefragt wurde und ohne daß ich zu meinem Dasein die Zustimmung gegeben hatte?

Ich empfand das Leben als eine unerträgliche Last und so stand ich auf diesem Balkon und dachte: Wenn ich nur nicht existieren müßte, wenn ich aus

diesem unsinnigen Leben aussteigen könnte, einfach nicht mehr da wäre!

Hätte ich mehr Mut besessen, dann wäre ich aus dem 3. Stock hinuntergesprungen, um mir das Leben zu nehmen. Aber eine Überlegung hielt mich zurück: Wenn ich hinunterspringe, dann ist wohl mein Körper zerstört, der mir eigentlich bisher wenig Probleme bereitet hat, denn ich bin weder krank, noch leide ich an einem körperlichen Mangel. Aber was ist mit meinem Ich, mit meiner Persönlichkeit, die mir die Konflikte bringt, ist sie dann auch vernichtet oder existiere ich dann weiter?

Diese Unsicherheit ließ mich zögern.

Während dieser Zeit, als ich an meinem Dasein verzweifelte, kam ein alter Freund zu mir, der früher im selben Stil gelebt hatte wie ich. Ich hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen und als er zur Tür hereinkam, erkannte ich, daß er sich völlig verändert hatte. Er strahlte eine Lebenshaltung aus, die mir völlig unbekannt war. Es dauerte nicht lange, bis er das Geheimnis seiner Veränderung lüftete: Er hätte begonnen die Bibel zu lesen und folge nun Gott nach, der ihm ein neues Leben geschenkt habe. So etwa drückte er sich aus. Und dann gab er mir ein Neues Testament und sagte: »Lies darin!«

Die veränderte Lebenseinstellung meines Freundes bewirkte, daß ich neugierig wurde und nun anfang

in einem Buch zu lesen, das mir bisher immer unerträglich langweilig schien. Zum ersten Mal in meinem Leben las ich freiwillig und mit Interesse im Neuen Testament. Ich begann mit dem Matthäusevangelium und während ich las, wurde ich von dem Inhalt eigenartig gepackt. Dieses Buch beinhaltete etwas, was ich bisher noch nicht gehört oder gelesen hatte, obwohl ich nicht genau hätte definieren können, was mich an diesem Buch so anzog. Und so las ich einfach weiter, bis ich an die Stelle in Matthäus 11,28 kam:

»Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.«

Von diesen Worten Jesu fühlte ich mich unmittelbar getroffen. Ich hatte keine Erklärung dafür, war aber völlig überzeugt: Ja, das stimmt!

Ich las weiter: *»Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.«*

Genau das suchte ich doch: Ruhe, Zufriedenheit, Erfüllung, Frieden. Ich dachte, wenn das stimmt, dann will ich von diesem Jesus lernen! Ich will weiter lesen, was Er sagt und dann tun, was Er gebietet.

Zu diesem Zeitpunkt wollte ich meine Arbeitsstelle wechseln und hatte mich bei einer neuen Firma in

St. Gallen vorzustellen. Vor dem Vorstellungsgespräch hatte ich noch eine Stunde Zeit und so ging ich ein wenig spazieren und wurde mächtig von dem prächtigen Dom dieser Stadt angezogen. Da ich dachte, daß dieser Bau ein besonders geeigneter Platz zum Bibellesen sei, ging ich dort hinein, setzte mich auf eine Kirchenbank und las im Johannes-Evangelium. Und während ich dort las, wurde mir mit einem Mal deutlich: Gott existiert, Gott ist! Dieses Bewußtsein hat mich so überwältigt, daß ich dort auf die Knie ging. Es war mir egal, ob dort Leute waren, die mich belächeln konnten, oder nicht, ich betete nur den kurzen Satz: O Gott, vergib! Mehr nicht. Danach stand ich von meinen Knien auf, setzte mich und hatte irgendwie die Gewißheit, daß Gott mein Gebet erhört und mir vergeben hatte.

Während ich dort saß, lief in Gedanken mein vergangenes Leben an mir vorüber. Ich hatte Gott geleugnet und so gelebt, als ob ich selbst Gott wäre. Ich erkannte, wie völlig verkehrt mein bisheriges Leben war und konnte Gott in bezug auf meine Vergangenheit nur sagen: »Vergib!«

Das war meine erste wirkliche Begegnung mit dem lebendigen Gott.

Mit diesem Gott, der mir dort begegnet war, wollte ich nun leben. Ich wollte Ihn noch besser kennenlernen und mein Leben ganz auf Ihn ausrichten. Und

so las ich weiter in der Bibel und besorgte mir auch andere Literatur, um mehr über Gott zu erfahren. Weil ich es nicht besser wußte, habe ich Bücher über den Hinduismus gelesen, die Reden des Buddha studiert und angefangen, den Koran zu lesen. Alles mit dem aufrichtigen Wunsch, Gott besser kennenzulernen.

Damals war ich viel mit meinem Freund Peter zusammen, der die gleichen Fragen hatte wie ich. Gemeinsam suchten wir die verschiedenen Kirchen auf und hörten mal eine katholische und dann eine evangelische Predigt. Wir lasen zusammen in der Bibel und tauschten uns darüber aus.

Die Beschäftigung mit den verschiedenen Glaubensgemeinschaften und Religionen hat damals zumindest etwas dazu beigetragen, unserem Leben einen gewissen Inhalt zu geben.

Allerdings wurde uns dann bald wieder einmal bewußt, daß die Leute in der Schweiz viel zu materialistisch eingestellt sind. Wir wollten wieder nach Indien gehen, weil wir überzeugt waren, daß dort die Menschen viel geistlicher und spiritueller waren. Wir hatten uns vorgenommen, in Indien einen geistlichen Meister, einen Guru zu suchen, der uns helfen würde, mit der Gottheit vereinigt zu werden. Und das war nach hinduistischer Lehre nur durch einen Mittler möglich, durch einen Guru, der selbst schon

das völlige Gottesbewußtsein verwirklichte. In der Schule eines solchen Meisters wollten wir lernen.

So war es für uns selbstverständlich, auf unsere Reise nach Indien ein Neues Testament, die Reden des Buddha und die Bhagwadgita mitzunehmen.

Zunächst kamen wir nur bis nach Pakistan, wo wir bleiben mußten, weil der Krieg zwischen Indien und Pakistan ausgebrochen war.

Wenn wir uns dort in die religiösen Bücher vertieften, betete ich immer wieder: »O Gott, zeige mir den rechten Weg!« Ich war nicht sicher, ob letzten Endes in allen Büchern dasselbe stand und ob es vielleicht egal ist, welche Religion man vertritt, wenn man nur seine Sache aufrichtig und ernst verwirklicht. Deshalb war mein Gebet zu Gott um klare Wegweisung sehr ehrlich gemeint. Ich suchte Gewißheit.

Gott erhört unsere Gebete oft auf erstaunliche Weise, und manchmal benutzt Er sogar einen Diebstahl dazu.

Wir waren in die Stadt zum Einkaufen gegangen und hatten draußen vor der Stadt, an einem – wie wir glaubten – sicheren Ort unser Gepäck versteckt. Aus irgendeinem Grund bin ich noch einmal zurückgegangen und habe aus meinem Gepäck das Neue Testament herausgenommen. Sonst nichts.

Als wir abends aus der Stadt zurückkamen, stellten wir fest, daß man unser ganzes Gepäck gestohlen hatte. Mein einziger übriggebliebener Besitz war nun das Neue Testament!

Zuerst habe ich mich sehr über den Diebstahl geärgert und sofort meinem Bruder in Schweden einen Brief geschrieben mit der Bitte, mir die gestohlenen Bücher zu besorgen und zu schicken. Aber als ich nach dem ersten Ärger ein wenig zur Ruhe und zum Nachdenken kam, fragte ich mich, ob mir Gott vielleicht etwas dadurch sagen wollte, daß ich nur noch ein Neues Testament als Lektüre besaß.

Bald lernten wir in Pakistan überzeugte Christen kennen, die uns zu ihren Zusammenkünften einluden. Im Zusammenleben mit diesen Christen habe ich immer mehr von der biblischen Botschaft gehört und hatte Zeit, etwa ein Jahr lang intensiv die Bibel zu lesen. Dort reifte in mir der feste Entschluß: Ich will nur Jesus Christus folgen und keinem anderen Religionsstifter.

Dort in Pakistan traf ich übrigens auch jenen alten Freund aus der Schweiz, der mir damals das Neue Testament geschenkt hatte. Da wir beide von ganzem Herzen Jesus nachfolgen wollten, blieben wir zusammen, lebten bei den pakistanischen Christen und lasen eifrig in der Bibel. Wir gewöhnten uns daran, jeden Morgen »Stille Zeit« zu halten und

hatten abgemacht, daß derjenige, der zuerst wach wurde, den anderen zu wecken hatte. Abwechselnd lasen wir dann die Bibel und zwar genau die Seite, die beim ersten Griff aufgeschlagen wurde. Es war unser aufrichtiger Wunsch, von Gott unmißverständliche Anweisungen zu bekommen, die wir kompromißlos befolgen wollten.

Eines Morgens schlugen wir Matthäus 10 auf, wo Jesus seine Jünger aussendet und ihnen in Vers 9 sagt:

»Verschaffet euch nicht Gold noch Silber noch Kupfer in eure Gürtel.«

Also kein Geld besitzen!

»... keine Tasche auf dem Weg, noch zwei Leibröcke, noch Sandalen, noch einen Stab ...«

Also nur ein Gewand und barfuß!

Unsere Reaktion darauf war folgende: Wir nahmen unsere Schuhe und warfen sie weg, weil wir Gott gehorchen wollten. Mit der Kleidung hatten wir keine Probleme, weil wir nur noch das besaßen, was wir auf dem Leib trugen. Ich hatte nur eine einzige Sorge: Der Besitz von etwa 100 Dollar in Reiseschecks. Wir grübelten, was wir nun mit diesem Geld machen sollten. Schließlich kam uns der Gedanke, daß wir diese Schecks in pakistanische

Rupien wechseln wollten, um diese Rupien dann in Karatschi an die vielen Bettler zu verteilen.

Wir zogen nun per Anhalter los und übernachteten in einer Moschee. Ein solches Gebäude ist zum Schlafen gut geeignet, weil dort Matten sind, auf denen man liegen kann und weil man ein Dach über dem Kopf hat.

In dieser Nacht haben wir offensichtlich sehr gut und tief geschlafen, denn als wir aufwachten, waren wir unsere Sorgen los: Unser Geld und auch unsere Pässe hatte man gestohlen!

Als wir darauf zur Polizei gingen, hatte man dort schon unsere Pässe abgeliefert, aber das Geld war weg und wir freuten uns darüber und haben Gott auf den Knien dafür gedankt, daß Er uns die Last des Geldes abgenommen hatte!

Unser Wunsch war, alles zu tun, was Er uns sagen würde und so haben wir uns auch an die Worte Jesu erinnert: *»... der Arbeiter ist seines Lohnes wert ... und in welche Stadt irgend ihr eintrtet, und sie euch aufnehmen, da esset, was euch vorgesetzt wird ...«* (Luk. 10,7-8).

Wir haben uns damals gesagt, wenn wir uns auf Jesus Christus und Sein Wort verlassen, dann wird Er uns auch versorgen, wenn wir kein Geld haben.

So entschlossen wir uns, wohl Essen, aber kein Geld von unseren Gastgebern anzunehmen. Rückblickend kann ich nur sagen, daß Gott mit unserem Unverstand und unserer Unwissenheit große Geduld hatte und uns wunderbar versorgt hat. Während dieser Zeit haben wir wertvolle Erfahrungen mit den Verheißungen und der Treue Gottes gemacht.

Einmal waren wir per Anhalter unterwegs und hatten abends in irgendeinem Palmenhain übernachtet. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, ohne daß wir ein Frühstück hatten. Während der Mittagshitze ruhten wir uns im Schatten aus, um dann um 15 oder 16 Uhr weiter zu marschieren. Während wir uns ziemlich hungrig durch die Gegend schleppten, kam plötzlich ein Mann auf uns zu, winkte uns zu sich und lud uns ein, an einem für zwei Personen reich gedeckten Tisch Platz zu nehmen. Dieser Mann sprach nicht viel, er sagte nur: »Eßt!« Und als wir ausgiebig gespeist hatten, verabschiedete er sich mit den Worten: »Auf Wiedersehen, macht's gut!«

Wir zogen dann weiter in dem freudigen Bewußtsein, von Gott versorgt worden zu sein.

Beide hatten wir bisher gelernt, daß Christsein beinhaltet, Jesus Christus nachzufolgen. Aber wir merkten bald, daß noch eine Menge mehr dazu gehörte.

So wurde uns beiden zur Not, daß wir wohl in der Lage waren, rein äußerliche Dinge wie barfuß gehen usw. zu befolgen, andere Gebote Jesu uns aber sehr viel Mühe machten.

Ich merkte z.B., daß ich meinem Freund gegenüber oft sehr ungeduldig, gereizt und unwillig war. Alle Versuche mich zu ändern, schlugen fehl und ich wußte, daß mein schlechtes Verhalten Sünde war, denn so hatte mein Heiland und Herr nicht gelebt.

Schließlich wurde die in uns wohnende Sünde zu einem solchen Problem, daß wir beschlossen, 10 Tage lang zu fasten, um »richtige« Christen zu werden. Jesus hatte zwar 40 Tage lang gefastet, aber das war uns doch ein bißchen zu viel. So haben wir eine kleine Hütte aufgesucht und angefangen zu »fasten« – nichts zu essen und nichts zu trinken.

Nun, am dritten Tag wurde ich ohnmächtig und als ich wieder zu mir kam, meinte mein Freund: »Wäre es nicht besser, wenn wir wenigstens ein wenig Wasser trinken würden?«

In den folgenden sieben Tagen haben wir dann doch etwas Wasser getrunken, aber nichts gegessen.

Während wir fasteten, haben wir uns in zwei Bücher vertieft. Wir hatten beschlossen, nur die Offenbarung und das Buch von Thomas a Kempis »Nach-

folge Christi« zu lesen. In diesen zehn Tagen habe ich beim Lesen der Offenbarung kaum etwas begriffen. Nur eines wurde mir klar: Es gibt ein ewiges Schicksal des Menschen, entweder in der Herrlichkeit Gottes oder in der ewigen Verdammnis. Und dann waren mir in der Offenbarung einige Worte, die sich wiederholten, in die Knochen gefahren. Immer wieder war die Rede von solchen, die »überwinden« und die dafür eine wunderbare Zusage erhielten. Ich fragte mich: »Gehöre ich zu denen, die bis zum Tode treu bleiben, die Christus um jeden Preis festhalten?«

Die Antwort auf meine Frage bekam ich nicht während der Fastenzeit, aber ich brauchte nicht mehr lange darauf zu warten.

Nach den zehn Tagen gingen wir ziemlich ernüchtert wieder zu unseren pakistanischen Freunden.

In einer der folgenden Nächte konnte ich nicht einschlafen, so daß ich aufstand und aufs Feld hinausging. In dieser Nacht wurde mir mit einem Mal alles klar. Ich verstand plötzlich Bibelverse, die ich oft gelesen, aber nie begriffen hatte. Was meine letzte Frage betraf, kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: *»In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid guten Mutes, ich habe die Welt überwunden«* (Joh. 16,33).

Mir wurde klar, daß ich all das, was Gott von dem

Menschen fordert, niemals erfüllen kann und daß es mir unmöglich ist, in eigener Kraft Jesus nachzufolgen. Und weil ich das nicht kann, mußte Jesus Christus für mich in den Tod gehen. Er starb für meine Sünden und für meine Unfähigkeit, überhaupt etwas Gutes tun zu können!

In dieser Nacht bin ich dort auf dem Feld auf meine Knie gegangen und habe Jesus Christus gebeten, daß Er mein Leben in Seine Hand nehmen, ja, daß Er in mein Leben kommen möge, um mich zu führen und an das Ziel zu bringen: »Du allein kannst überwinden – ich kann es nicht.«

In dieser Nacht, irgendwann im Januar 1973, bin ich ein Kind Gottes geworden.

»So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben« (Joh. 1,12).

Dort habe ich den Sohn Gottes in mein Leben aufgenommen und Ihm die Herrschaft und Führung meines Lebens übergeben. Von diesem Tage an wußte ich, daß ich durch Gottes Gnade ewiges Leben hatte. Wenige Tage später hörte ich die Predigt eines Amerikaners, der in Indien arbeitete, mit dem Thema Heilsgewißheit. Seitdem habe ich nie mehr daran gezweifelt, daß ein Kind Gottes ewiges Leben besitzt.

Diese völlige Gewißheit des ewigen Lebens hat mir dann auch eine große Freude gegeben, von nun an diesen wunderbaren Herrn zu bezeugen und Ihn unter den Menschen bekannt zu machen. Ich habe damals in Pakistan, Indien und Bangladesch mit sehr vielen Hindus und Moslems gesprochen und durfte bei einigen erleben, daß sie auch zum Glauben kamen und erfuhren, daß Jesus Christus ewiges Leben, Ruhe und Frieden schenkt.

Nachdem ich zweieinhalb Jahre in Pakistan und Indien gelebt habe, bin ich wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Inzwischen bin ich mit Helen, einer Schweizerin, verheiratet und Gott hat uns vier Kinder geschenkt. Wir freuen uns, gemeinsam unseren Herrn lieben und Ihm leben zu dürfen.

Die Bibel, die ich damals in Pakistan lieben und schätzen lernte, ist mir seitdem immer kostbarer geworden.

Damals in Indien, als ich noch jung im Glauben war, habe ich das Verlangen nach mehr Glauben verspürt und oft gebetet: »Laß mich Dich doch einmal sehen, damit mein Glaube wächst und meine Zweifel an Deiner Macht schwinden!«

Ich bin dankbar, daß Gott mir dieses Gebet nie erhört hat, denn ein solches Erlebnis hätte meinen Glauben nicht vergrößert, sondern mich im Gegen-

teil abhängig von Dingen gemacht, die man sehen kann. Es gibt nur zwei Dinge, die den Glauben nähren und stärken und das sind Gottes Wort und ein gehorsames Herz.

Je länger und intensiver ich in diesem wunderbaren alten und doch stets aktuellen Buch gelesen habe, je mehr kann ich frohen Herzens bestätigen, was der Psalmdichter vor Jahrtausenden über das Wort Gottes ausgesagt hat:

»Ich freue mich über dein Wort wie einer, der große Beute findet.«

«Wohlgeläutert ist dein Wort und dein Knecht hat es lieb« (Psalm 119,162 + 140).

*Ich grub so viel mit meinem Spaten
und immer war es Wüstensand
bis ich an jenes Buch geraten,
darin ich Gold und Silber fand.*

*Auf alle meine tausend Fragen
gab Antwort mir das weise Buch,
hat um mein kaltes Herz geschlagen
den Frieden, wie ein warmes Tuch.*

H. Dannenbaum

Sehnsucht der Betrogenen

Kein »Spruch« mehr auf Lager!

Während in Vietnam junge Männer ihr Leben einsetzen mußten, um das ins Wanken geratene Selbstbewußtsein der USA zu stützen, wuchs ich in Hückeswagen, einer kleinen Stadt in der Nähe Wuppertals, auf.

Meine Mutter und mein Stiefvater waren nach Amerika ausgewandert und hatten mich bei den Großeltern zurückgelassen, weil meine Mutter Angst hatte, daß ich als junger Bursche in diesen unsinnigen Krieg eingezogen würde.

Während meine Mutter den Plan hatte, daß ich ihr später in die Staaten folgen sollte, hatte mich mein Großvater als Nachfolger für sein gut funktionierendes Geschäft ausersehen.

Allerdings merkte ich bald, daß ich wohl zusätzlich die Aufgabe hatte, meine Großeltern, die sich gegenseitig haßten, beieinander zu halten. Ich war wohl das einzige Bindeglied zwischen ihnen, weil beide eigentlich nur für mich lebten. Ich hatte aber

absolut keine Lust, für sie zu leben und so entwickelte ich recht früh meinen eigenen Lebensstil.

Da ich als zukünftiger Geschäftsmann eine entsprechende Bildung haben sollte, mußte ich aufs Gymnasium und landete nach einigen vergeblichen Anläufen auf einer höheren Privatschule. Dort war eine Menge junger Leute zusammengewürfelt, die ähnlich wie ich durch irgendwelche Quintas und Sextas gefallen waren und alle den Turn drauf hatten, ein bißchen extravagant herumzuspinnen.

Weil ich einen weiten Schulweg nach Wuppertal hatte, befand ich mich so ziemlich außerhalb der Kontrolle meiner Großeltern. Bald gehörte ich zu einer Clique junger Kerle, die recht abenteuerlich lebten. So entdeckten wir in Wuppertal Kneipen, in denen die Huren und ihre Zuhälter noch des Morgens früh vollgetankt herumhingen. Da einige Jungens von uns Judo gelernt hatten, fühlten wir uns stark genug, um uns in diesen anrühigen Spelunken ein Bier zu bestellen. Für uns war das immer eine spannende Sache, weil wir jedes Mal damit rechnen mußten, mit einigen blauen Augen und wackeligen Zähnen dieses Lokal zu verlassen.

Das Geld für diese Kneipenbesuche verschafften wir uns auf folgende, etwas nervenkitzelnde Weise: Im Bahnhofsgebäude Wuppertal-Steinbeck stand in

der Nähe des Fahrkartenschalters ein Bildzeitungs-Verkaufsstand, auf dem ein kleiner Geldbehälter befestigt war, in den man damals 10 Pfennig pro Zeitung werfen mußte. Etwa um acht Uhr morgens waren diese Behälter recht ansehnlich gefüllt.

Einige Jungens von uns warfen dann einen Groschen in den Kasten und stellten sich breitbeinig mit aufgeschlagener Zeitung vor dem Verkaufsstand auf. Meine Aufgabe bestand nun darin, abgeschirmt durch die »bildungshungrigen« Zeitungsleser, in Windeseile den Geldbehälter abzumontieren und unauffällig verschwinden zu lassen.

Mit der Zeit hatten wir eine solche Routine entwickelt, daß die Sache in Sekundenschnelle erledigt war, ohne daß man uns auch nur ein einziges Mal erwischt hätte.

Die Schule interessierte uns immer weniger, was mit entsprechenden Zeugnissen quittiert wurde. Dieser peinliche Umstand veranlaßte mich allerdings zum Entwickeln der Fähigkeit, mir mit einem besorgten Stempel und gefälschten Unterschriften in den letzten drei Schuljahren die Zeugnisse selbst zu schreiben und schließlich mit meinem handgeschriebenen Abitur abzugehen. Meine Eltern in Amerika und meine Großeltern in Hückeswagen ahnten von alledem natürlich nichts, sondern glaubten meinem sauberen Abschluß und rechneten mit

meiner geschäftlichen Karriere. Und die sollte im Betrieb meines Großvaters beginnen.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich in dieses Geschäft einstieg. Wir verkauften medizinische Badegeräte, welche mein Opa damals vor dem Krieg in Dresden entwickelt hatte und die in ganz Deutschland bekannt waren. Regelmäßig stellten wir auf den großen Messen in München, Köln, Düsseldorf usw. aus, so daß ich oft mit Großvater unterwegs war.

Während dieser Zeit wurde mir erst richtig bewußt, daß Großvater unheilbar an Krebs erkrankt war. Nach einer Operation hatte man ihm einen künstlichen Darmausgang gelegt, was damals noch eine wahnsinnig stinkende und unhygienische Angelegenheit war, die sich nicht gerade förderlich auf das Geschäft auswirkte.

Obwohl mein Großvater den Tod vor Augen hatte, gab er nicht auf. Mit seinem eisernen Willen schaffte er es, nach der Operation noch ein Jahr lang auf den Messen auszustellen. Aber dann zeichnete sich das Sterben ab und es kam der Tag, an dem er das Bett nicht mehr allein verlassen konnte. Ich mußte ihn dann vor den Fernseher schleppen – einen Mann, der nur noch aus Haut und Knochen bestand, aber mit einem intakten Geist – einen Mann mit dem unbändigen Willen zu leben, aber dem Wissen, sterben zu müssen.

Als ich eines Abends zu ihm kam, lag er tot im Bett. Morgens hatte ich ihn noch gefragt, ob alles in Ordnung sei und abends lebte er nicht mehr. Keiner hatte gemerkt, daß er schon am Nachmittag an Herzversagen gestorben war.

An diesem Abend wurde mir klar, daß das menschliche Leben unsinnig ist. Man wird geboren, wächst auf und dann kommt eine unheimliche Krankheit wie zum Beispiel Krebs und dann zieht nichts mehr. Weder der schnelle Wagen, noch die 100.000 DM auf dem Konto.

Damals habe ich gedacht: Wenn das Leben so aussieht, dann muß ich etwas aus meinem Leben machen, solange ich noch jung und gesund bin.

Und so kam es, daß ich nach der Beerdigung meines Großvaters das Geschäft auflöste, alles Geld abhob, auf Weltreise ging und meine Großmutter über Nacht zu einer armen, verschuldeten und betrogenen Frau machte.

Doch nach einem halben Jahr war das Geld verbraucht, denn in den entsprechenden Nachtclubs fetzt man leicht einige Tausender herunter. Aber inzwischen hatte ich eine Menge Leute kennengelernt, die einige Tricks kannten, mit wenig Arbeit viel Geld zu verdienen.

Auf ihre Praxis aufbauend, entwickelte ich mit der

Zeit eine eigene Methode Autos zu »besorgen« und ein spezielles System im Bankenbetrug. Auf diese Weise finanzierte ich von da an mein aufwendiges Leben, dessen Sinnlosigkeit mir immer vor Augen stand.

Zuerst »arbeitete« ich im Kölner Raum, dann in Wuppertal und Düsseldorf, mußte mich aber bald nach Spanien absetzen, weil die Polizei mich suchte.

Da ich außer Mercedes englische Sportwagen liebte, habe ich mir in Spanien einen solchen besorgt, mich irgendwo einquartiert und eigentlich alles gehabt, wovon ich geträumt hatte.

Jeden Tag war ich am Strand, habe mir dort eine nette Frau angelacht, um mit ihr ein paar amüsante Stunden zu verbringen.

Scheinbarer Erfolg wie Geld, Autos, Frauen, Sonnenbräune waren da und doch konnte das alles die eine Tatsache nicht auf Dauer verdrängen: Mein Herz war kalt und einsam. Oft habe ich des Nachts irgendwo neben einem Mädchen gelegen und gedacht, daß das Leben ein einziger Wahnsinn ist.

Einen Weg zurück gab es für mich nicht, den hatte mir der Haftbefehl in Deutschland verbaut. Und so war ich oft an einem Punkt, wo ich mich ins Meer

stürzen wollte, obwohl ich die Taschen voller Geld hatte. Mein Leben war sinnlos. Es gab keinen Menschen, den es interessierte, was aus meinem Leben wurde, und ich hatte auch keinen, dem ich etwas Erzählenswertes hätte erzählen können.

Irgendwann im Winter 1971, es war kurz vor Weihnachten, trieb es mich nach Deutschland. Ich wollte sehen, was aus Großmutter geworden war, ich hatte eine starke Sehnsucht nach »Zuhause«. Obwohl ich damit rechnen mußte, daß mich am Düsseldorfer Flughafen die Polizei erwartete, flog ich nach Deutschland und kam ohne Schwierigkeiten durch die Kontrolle.

Die erste Nacht verbrachte ich in einer Bar, um des Morgens in aller Frühe bei meiner völlig verstörten Oma zu erscheinen. Nun hatte ich ihr Elend und auch mein Elend vor Augen und sah, was ich angerichtet hatte.

Aber wie Großmütter nun einmal sind, die Enkel können noch so viel Mist machen, irgendwie halten sie durch und so hatte sie mich trotz allem liebgehalten, und ich konnte einige Tage bei ihr wohnen.

Tagsüber wagte ich mich nicht auf die Straße, um nicht erkannt zu werden und trieb mich deshalb nur des Nachts herum und lernte auf diesem Weg Ingrid, meine jetzige Frau, kennen.

Ich trat auf wie der große Geschäftsmann, hatte Geld, ein schönes Auto und da Ingrid aus einer zerstörten Ehe kam und viele Enttäuschungen erlebt hatte, sehnte sie sich auch nach ein bißchen Liebe und Zuwendung und fiel dabei auf einen Verrückten wie mich herein.

Sie glaubte meinen tollen Geschichten und verliebte sich in mich. So habe ich mich wieder von meiner Großmutter abgesetzt, um ab und zu bei Ingrid aufzutauchen, ansonsten aber in Köln zu leben, wo ich mich einer Gruppe angeschlossen hatte, die Mädchen verkauften. Mich ekelte das Leben dort an, denn obwohl genug Mädchen und Geld zur Verfügung standen, war in meiner Seele ein einziges Chaos. Ich hielt es da nur aus, weil ich einen Unterschlupf brauchte, von dem aus ich ab und zu Ingrid besuchen konnte.

Doch in dieser Zeit wurde mir der Boden in Deutschland so heiß, daß ich mich wieder nach Spanien absetzen wollte. Ich hatte mir auf meine Weise einen Audi 100 besorgt, um damit über die Grenze zu kommen und wollte eine letzte Nacht bei Ingrid verbringen, um dann spurlos zu verschwinden.

Als ich morgens um 5 Uhr aus dem Bett krabbelte, um mich mit einem »Tschuß« von Ingrid zu verabschieden, fand ich meinen Autoschlüssel nicht. Ich

ahnte nicht, daß Ingrid Lunte gerochen hatte und in derselben Nacht, während ich schlief, meine Schlüssel versteckt und einen Mann namens Friedel angerufen hatte, um ihm zu sagen: »Hier ist der Hans und ich glaube, daß irgend etwas Schlimmes im Gange ist. Du befaßt dich doch mit Leuten, die kriminell sind. Kannst du nicht einmal vorbeikommen und mit ihm reden?«

Und während ich um 5 Uhr morgens verzweifelt meine Schlüssel suchte, hörte ich plötzlich ein Auto kommen:

Friedel rollte an!

Ich kannte ihn von früher als einen »Frommen«, denn im Alter von 13-17 Jahren bin ich oft zum Fußballspielen zum EC-Scheideweg gefahren, in dem Friedel mitarbeitete. Die anschließenden Andachten hatte ich vorsichtshalber immer verpennt. Aber immerhin hatte ich ihn in Erinnerung und hatte das Ingrid gegenüber dummerweise einmal erwähnt. Und nun stieg dieser Kerl aus dem Auto und ich ahnte Fürchterliches.

Zuerst überlegte ich, ob ich aus dem Fenster springen und abhauen sollte. Aber dann raffte ich mich innerlich auf und dachte: Nur »cool« bleiben, den Kerl empfangen, irgendwie wirst du die Sache schon in den Griff kriegen.

Ja, und dann begann ein seltsamer Morgen, an dem mir Friedel auf den Kopf zusagte, wie kaputt mein Leben war.

Und damit traf er genau ins Schwarze, denn nichts macht innerlich so fertig, wie dauernde Flucht vor der Polizei und den übrigen Kriminellen, die nur darauf warteten, einen abzuziehen. Dieses ständige auf-der-Lauer-liegen, nach allen Seiten schielen, um als der Clevere zu überleben, kann einen total zer-mürben.

Als dann Friedel erzählte, daß Gott mein Leben verändern könne, habe ich in mich hineingeschmunzelt: Das wäre doch wohl das Letzte, jetzt auf die alten Tage noch fromm zu werden! Aber dann machte Friedel mir ein Angebot und sagte: »Hör mal zu, wenn du wirklich willst, dann geh ich zu all den Leuten, die du betrogen hast und auch zur Polizei. Ich werde mich mit meinem Haus und Geld für dich verbürgen, wenn du bereit bist, das zu tun, was ich dir empfehle. Ich habe einen Schwager, der als Polier auf dem Bau arbeitet. Bei ihm könntest du als Handlanger arbeiten, einen anderen Job kriegst du sowieso nicht. Und dann kannst du einmal beweisen, daß du ein Kerl bist.«

Bis heute weiß ich noch nicht, warum ich damals auf diesen Vorschlag eingegangen bin und mich zu meinem verkorksten Leben bekannt habe.

Als Handlanger in einem Baubetrieb anzufangen, war für mich eigentlich das Unsinnigste, das ich tun konnte. Körperlich hatte ich bisher nie gearbeitet und wenn überhaupt, war ich in kaufmännischen Berufen tätig gewesen.

Zwei Tage später, es war ein nasser Montagmorgen, stand ich auf der Baustelle in Radevormwald, umgeben von handfesten Einschaltern, Maurern und sonstigen Arbeitern. Und dann ging es auf dieser Großbaustelle rund: Steine schleppen, Zement mischen, Zementsäcke herumtragen. Nach drei Stunden hatte ich »keine Hände mehr« und der Rücken schmerzte wahnsinnig, denn seit 10 Jahren hatte ich nicht mehr richtig körperlich gearbeitet. Ich sagte mir: Du hast ja ein Rad ab, auf dieser Baustelle zu malochen!

Und obwohl ich schimpfend nach Hause kam und schwor, mich nie wieder auf der Baustelle sehen zu lassen, befand ich mich doch am anderen Morgen pünktlich auf dem Bau. Inzwischen waren auch meine hautengen Jeans geplatzt und alle guten Hemden verschlissen, so daß ich mir eine etwas ausgebeulte Hose für die Arbeit angeschafft hatte. Dabei wurde mein menschlicher Stolz ganz schön in die Pfanne gehauen, denn ich hatte bisher ziemlich modebewußt gelebt.

Und dann kam ein Wochenende, an dem in Schei-

deweg eine Evangelisation von »Wort des Lebens« durchgeführt wurde. Friedel hatte mich schon zwei Wochen lang mit Handzetteln traktiert und beschwätzt, doch auf jeden Fall einmal vorbeizukommen, so daß ich um des lieben Friedens willen gedacht habe: Na gut, kannst ja einmal hingehen, um den Quälgeist loszuwerden.

Christ zu werden war für mich nicht aktuell, weil ich das Christentum für eine Ideologie hielt. Die einen sind Christen, die anderen Marxisten, was soll's?

Ich weiß noch genau, daß Ingrid und ich an diesem Abend eigentlich nach Düsseldorf fahren wollten, um in einer Discothek zu tanzen. Doch um allem Palaver zu entgehen, beschlossen wir, der Einladung zur Evangelisation zu folgen und fuhren ins Vereinshaus.

Kurz vor Beginn der Veranstaltung stürzten wir zur Tür hinein. Ich mit Lederklamotten, schulterlangem Haar und Schnauzbart, Ingrid mit viel Pep geschminkt. Vor uns saßen dann all die netten, frommen Leutchen, die erst erschrocken auf uns blickten, um dann verwirrt den Boden oder die Decke anzustarren.

Vorsichtshalber blieben wir an der Tür stehen, um wieder schnell abhauen zu können. Mir war klar:

Die da drinnen wollen mich bekehren, denn das ist das Ziel aller Christen. Aber genau darauf legte ich keinen Wert. Ich wollte kein Christ werden.

Irgendwie lief die Stunde ab, ohne uns zu beeindrucken. Wie befürchtet, versuchten anschließend Friedel und der Redner uns klar zu machen, warum Jesus so wichtig ist, aber da haben wir locker abgewunken und sind nach Hause gefahren.

Am nächsten Abend, es war Sonntag, wollten wir die Fahrt nach Düsseldorf nachholen. Da die Verhandlung bevorstand und der Ausgang ungewiß war, wollten wir noch einmal das Leben genießen. Wir stiegen um 19 Uhr ins Auto und fuhren los. Ohne es eigentlich zu wollen, verließ ich die Straße nach Düsseldorf und bog ein zum Vereinshaus. Irgendwie schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Fahr noch einmal dort hin! Ingrid ließ sich dazu überreden und so standen wir wenige Minuten später wieder hinten an der Tür.

Als wir dort scheinbar gelangweilt und erwartungslos den Liedern und der Predigt zuhörten, spürte ich ganz deutlich, wie Gott an mein Herz appellierte: »Ich will dich retten, ich möchte, daß du mir dein Leben übergibst.« Immer wieder ging mir dieser Satz durch den Kopf.

Zuerst dachte ich: Du kriegst einen religiösen Tick.

Die vielen Christen hier im Raum, die schlechte Luft und irgendeine psychologische Mache manipulieren dich. Du bist sowieso schon halb toll im Kopf und jetzt kommt das noch dazu!

Doch Gottes Stimme konnte ich nicht verdrängen:
»Ich will dich retten!«

Als die Stunde zu Ende war, wollte ich fluchtartig den Raum verlassen. Ich dachte: »Nichts wie raus hier, das ist ja verrückt!«

Ich stieß Ingrid an und versuchte mit ihr ins Freie zu kommen. Aber das war nicht so einfach, denn viele Menschen strömten dem Ausgang zu und wir kamen nicht dazwischen. Nun hatte ich auch keine Lust, mich durchzuboxen und beschloß zu warten, bis der Besucherstrom nachlassen würde.

Während ich da etwas unmutig stand, tippte mir jemand von hinten auf die Schulter. Als ich mich erstaunt umdrehte, sah ich in das Gesicht des Predigers, der mir freundlich zulächelte und sagte: »Jesus hat mir klargemacht, daß du dich heute bekehren sollst!«

Ich bildete mir ein, diesen aufdringlichen Kerl mit einigen Sätzen aus dem Anzug zu heben. Um Argumente gegen das Christentum war ich nicht verlegen und so versuchte ich, mit einem Redeschwall

die ganze Sache madig zu machen. Aber während ich erhaben argumentierte und mich in eine Diskussion verwickelte, ahnte Bob, mein Gesprächspartner nicht, daß mir dieser Satz »Ich will dich heute retten« nach wie vor durch den Kopf ging und nicht zu übertönen war.

Nach einigem Hin und Her schlug Bob vor: »Laßt uns doch zusammen beten. Du wirst erleben, wenn du Jesus Christus in dein Leben aufnimmst, wird alles verändert.«

Nein, dachte ich, jetzt wo ich ein total kaputter Hund bin und alle Menschen abgezogen habe, jetzt soll ich mich hinknien und Christ werden? Niemals!

Um diesen Quälgeist endgültig loszuwerden, wandte ich mich an meine Freundin: »Weißt du was, Ingrid, hör mal zu! Der will, daß wir beten gehen. Hättest du Interesse zu beten?«

Ingrid war ja noch »knackungläubiger« als ich. Sie hatte nun wirklich gar keine Ahnung, während ich doch wenigstens vor Jahren mal nach dem Fußballspiel eine Andacht gehört hatte. Deshalb hatte ich fest damit gerechnet, daß sie »Nein« sagen würde. Und dann wollte ich zu Bob sagen: Feierabend, Pech gehabt, wir hauen ab!

Aber zu meiner großen Verwirrung antwortete In-

grid: »Ja.« Das versetzte mir einen derartigen Tiefschlag, daß mir die Luft ausging. Bisher waren mir immer genügend Sprüche eingefallen, aber jetzt wußte ich nichts besseres zu antworten als: »Na ja, wenn du meinst, dann laß uns mal beten gehen.«

Und dann sind wir in ein gut christliches Hinterzimmer gepilgert, weiß gestrichen, kahl, unfreundlich und ungemütlich, wie so Vereinszimmer nun mal sind. Irgendwo saß einer und zählte die Kollekte. Bob begann Bibelstellen vorzulegen und Fragen zu stellen. Aber das bekam ich nur nebenbei mit, denn ich spürte deutlich, daß Gott weiter zu mir sprach. Schließlich sagte Bob: »Laßt uns auf die Knie gehen.«

Doch das ging nicht, dazu war ich zu stolz und selbst dann, als ich wollte, war mir, als hätte ich ein paar Kanthölzer im Rücken. Auch in mir wurde alles hart und verschlossen, bis ich einen sanften Druck auf meinen Schultern fühlte und ich langsam und sachte auf die Knie ging und plötzlich losheulte. Ich konnte nicht viel beten, ich weinte und mit diesen Tränen schwamm das ganze Elend, der ganze Wahnsinn meines kaputten Lebens, mein Entsetzen über meine Gottlosigkeit und Sündhaftigkeit heraus.

Gott hielt Sein Versprechen: »*Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen*« (Joh. 6,37).

Als die Tränen aufhörten, war etwas Neues in meinem Herzen, etwas, das ich vorher nie gekannt hatte. Ich hatte Ruhe, Frieden. Die ganze Angst, die Unruhe, das Kriminelle, alles Kaputte war nicht mehr da und als ich von den Knien aufstand wußte ich: Jetzt bin ich ein Kind Gottes. Das hatte mir keiner eingeredet, ich hatte einfach die felsenfeste Gewißheit: Mir sind die Sünden vergeben.

Als ich mich nach Ingrid umschaute, sah ich, daß sie die gleiche Erfahrung wie ich gemacht hatte.

Zuhause angekommen, haben wir die Konfirmationsbibel von Ingrid hervorgekramt und dann mit einer unglaublichen Freude darin gelesen.

Ich weiß nicht, ob sich jemand vorstellen kann, wie das war. Es gab in meinem Leben Zeiten, in denen ich kein Geld für eine Tasse Kaffee, für Brot, Wurst und Käse hatte. Und wenn ich dann irgendwoher ein paar Mark bekam und in die Bistro gehen konnte, um mir eine Tasse Kaffee und ein Butterhörnchen zu bestellen, dann war das, als ginge die Sonne auf. Das war total schön.

Genauso war es, als ich jetzt begann, in der Bibel zu lesen. Gott wohnte in meinem Herzen, und Er redete zu mir. Christus, der vor fast 2000 Jahren am Kreuz für meine Sünden starb, war nun mein Herr

und Heiland. Seit dieser Zeit lebe ich mit dem Herrn Jesus.

Als nächstes wurde mir klar, daß ich zur Kripo gehen mußte, um mich zu stellen. Die Angst vor der Polizei war verflogen, weil ich durch Jesus Christus Frieden hatte. So ging ich zwei Tage später zur Kripo nach Wermelskirchen, um auszupacken. Dort machte man große Augen und war so erstaunt, auch darüber, daß ich Arbeit und Wohnung hatte, daß man mich bis zur Gerichtsverhandlung auf freiem Fuß ließ.

Anschließend bin ich dann zu Friedel gefahren und habe ihm alles erzählt, was mit mir geschehen war und von all den Personen, Banken und Instituten, die ich betrogen hatte. Mir war ganz klar, daß ich zu diesen Menschen hingehen mußte, um ihnen meine Schuld zu bekennen und ihnen zu sagen, daß ich versuchen wollte, den Schaden wiedergutzumachen.

Friedel zog dann mit mir los. Wir haben erst mal die Banken in unserer Umgebung abgeklappert. Danach kamen die Autohändler dran. In den ersten Tagen machten wir oft jeden Abend zwei Besuche und manchmal war es so, daß die Leute zuerst triumphierten, als sie endlich den Dieb vor Augen hatten, sich dann aber an den Kopf packten, als ich ihnen meine Bekehrung erzählte und

dachten: Jetzt ist dieser Lump auch noch Christ geworden!

Dann ging es los: »Anzeige, Polizei.« Und dann kam Friedel und sagte: »Aber hören Sie mal zu. Der hier hat sich freiwillig gestellt, können wir das nicht vernünftig regeln?«

Was konnte ich schon vernünftig regeln! Ich weiß noch, daß wir in Wipperfürth einen Autohändler aufsuchten, dem ich einen Mercedes gestohlen hatte. Er fragte nach dem Vorschlag von Friedel: »Was können Sie denn zurückzahlen?« »10 DM pro Monat«, antwortete ich. Damals verdiente ich 7,50 DM pro Stunde als Handlanger und es blieb mir nichts anderes übrig, als einer langen Liste von Leuten 5 DM, 10 DM oder 20 DM monatlich zu zahlen, damit überhaupt etwas ins Rollen kam. Für mich war es jedes Mal ein Wunder, wenn diese betrogenen Leute dann ein paar-mal schluckten und schließlich sagten: »Okay, versuchen wir es einmal. Mal sehen was daraus wird.«

Wenige Wochen später war meine zweite Gerichts-verhandlung, auf welcher alle Delikte auf einmal behandelt werden sollten. Ich fuhr zur Verhandlung mit der Bereitschaft, anschließend eingelocht zu werden. Doch die Angst vor dem Knast war verschwunden, weil ich wußte, daß eine Gefängnis-strafe einfach gerecht war und ich sie mit Gottes Hilfe absitzen wollte.

Ingrid fuhr mit und wartete betend vor dem Gerichtssaal. Als dann der Staatsanwalt mit fürchterlich drohendem Gesicht die ganze Litanei meiner Delikte vorlas, ahnte ich, daß ich keine Chance hatte.

Dann habe ich dem Richter und dem Staatsanwalt erzählt, daß ich Christ geworden sei, worauf sie nur ihre Gesichter verzogen. Ich habe aber einige Taten berichtet, die sie nicht kannten und so das Bild meiner Kriminalität vervollständigt und habe ihnen gesagt, wenn sie wollten, dann könnten sie mir eine Chance geben, aber das müßten sie entscheiden.

Das Gericht zog sich darauf zur Beratung zurück, und ich sah die Polizisten neben mir und dachte: Die werden dich gleich ins Gefängnis abführen.

Plötzlich kam der Richter aus der Beratung gestürzt und fragte mich, ob ich das auch wirklich ernst gemeint hätte. Nach 20 Minuten kamen die Herren zurück und der Richter verkündigte, daß ich 1 1/2 Jahre auf 3 Jahre Bewährung bekäme. Er hat mir dann noch 100 Auflagen gegeben, gegen die ich auf keinen Fall verstoßen dürfte, und dann konnte ich gehen. Wie ein Träumender verließ ich den Gerichtssaal.

Nun wurde auch meine Beziehung zur Arbeit verändert. Die Knochenarbeit auf dem Bau machte mir auf einmal Spaß. Ich habe mich dann unheimlich

ins Zeug geschmissen und versucht, aus diesem Handlangertum etwas zu machen.

Man kann auf einer Großbaustelle als Handlanger eine ziemlich wichtige Persönlichkeit werden. So habe ich mir Mühe gegeben und nach einiger Zeit den Bauführer gefragt, ob er mich nicht als Maurer anlernen wolle. Ich hatte gar kein Interesse mehr, in meinen alten kaufmännischen Beruf zurückzukehren. Ich merkte, was für eine tolle Sache das ist, eine Wand hochzuziehen, ein Haus zu bauen, kreativ zu arbeiten und nicht am Schreibtisch zu sitzen und Zahlen zu pinnen. Man war draußen an der frischen Luft und auch der Körper wurde wieder fit. Bald durfte ich dann den ersten Stein auf Speis setzen und wurde als Maurer angestellt.

In dieser Zeit wurde mir auch klar, daß diese Kerle auf dem Bau mit ihren Bierflaschen, ihrem Klaren, mit dem Skat-Spiel und den Montagsmorgen-Geschichten Jesus Christus brauchten.

Damals, ich war gerade 2-3 Tage bekehrt, begann ich zu Hause mit Ingrid vor dem Essen zu beten. Ich hatte das bei Friedel gesehen und dachte: Das machst du auch. Das war eine total feierliche Sache, als ich das erste Mal zu Ingrid sagte: »Jetzt wollen wir beten.«

Als ich wenige Tage später in der Baubude saß und

mir mein Butterbrot reinschob, während die Kollegen Skat droschen oder Bildzeitung lasen, dachte ich: Eigentlich müßtest du hier beten. Sofort hing mir der Magen auf den Schuhsohlen, aber immerhin schob ich unauffällig die Hände unter den Tisch. Doch mir war klar: Das ist absolut Feigheit. Egal was kommt, Hände auf den Tisch, Augen zu und richtig beten! Mein Herz klopfte wild vor Aufregung und gerade, als ich zu beten begann, stieß mir der Nebenmann in die Rippen und sagte: »He, pennst du?« »Nein, ich bete!«

»Du betest, was ist denn mit dir los?«

Zum ersten Mal legte ich nun Zeugnis ab, weil er mich aus meinem begonnenen Gebet herausgeschleudert hatte und ich vor lauter Schreck bekannte, daß Jesus Christus in mein Herz gekommen war.

An diesem Mittag war ich der glücklichste Mensch auf der Baustelle. Als ich die Bude verließ, wußte ich, daß genau das meine Lebensaufgabe war: Mit den Menschen über den Herrn Jesus zu reden, wie Er mich befreit und mein Leben verändert hatte.

Da war zum Beispiel in unserem Bautrupps ein Einschaler, der fast so breit wie hoch war und den wir deswegen »Meterriß« nannten. Mit ihm sprach ich auch über den Glauben und fragte ihn etwas her-

ausfordernd: »Was hältst du von Jesus?« Er wurde ziemlich ärgerlich und als er mir das nächste Mal begegnete, war ich am Verfugen und er stand mit einem Kantholz auf dem Rücken in der Tür und sagte: »Junge, wenn du nicht mit deinem Jesus aufhörst, dann haue ich dir eine runter.«

Weil das ziemlich echt klang, stand ich da und dachte: Das wird böse ausgehen, aber besser plattgehauen werden, als meinen Herrn verleugnen. Ich begann ein Gespräch mit ihm und der Herr war so gnädig, daß mir die Kantholzkur erspart blieb.

So hatte ich eine Menge wunderbarer Erlebnisse auf dem Bau.

Auch außerhalb der Arbeitszeit war es für Ingrid und mich – wir hatten inzwischen geheiratet – selbstverständlich, unsere Mitmenschen auf Jesus Christus aufmerksam zu machen. Wir konnten gar nicht anders, denn die Freude an unserem Herrn machte es uns unmöglich, davon zu schweigen. So schleppten wir unsere Freunde, unsere Bekannten und Nachbarn mit ins Vereinshaus oder wo sonst die Möglichkeit war, zu Christen und damit zu Christus Kontakt zu bekommen.

Selbstverständlich war für uns auch, daß wir unser schönes Haus und unser Leben mit solchen teilten, die eine ähnliche Vergangenheit wie wir hatten.

Gott hat uns sehr verändert. ER machte unsere Herzen barmherzig und gab uns Kraft, Menschen zu ertragen, die von der Sünde gezeichnet und vom Teufel betrogen waren. Wir versuchten, ihnen das eine Lebensziel vor Augen zu stellen: Jesus Christus. Diese Arbeit hat uns sehr froh gemacht und dahin geführt, daß wir unser Leben mehr und mehr Gott auslieferten. Als wir andere Menschen zu unserem Herrn Jesus führen wollten, erkannten wir, wie viele Fehler wir selbst noch hatten und beteten darum, daß Gott uns Ihm ähnlicher machen möchte, und ER hat das Wunder getan. Er hat alles Zerbrochene aus unseren Herzen herausgenommen und uns Kraft gegeben, unsere eigenen Probleme zu vergessen und die Probleme anderer Menschen aufzunehmen.

So verkauften wir eines Tages unser Haus, um in eine Wohnung zu ziehen, die von der Gefährdeten-Hilfe gemietet wurde. Hier leben wir mit einer Gruppe junger Menschen zusammen, die im Gefängnis waren oder andere Probleme haben. Gott hat uns immer mehr befreit, auch davon, finanziell etwas besitzen zu wollen, und hat uns auch in diesem Bereich von Ihm abhängig gemacht.

Wir wären als gescheiterte Menschen im Irrenhaus oder im Gefängnis gelandet, wenn Gott sich nicht über uns erbarmt hätte. Deshalb ist es uns eine Freude, alles, was Gott uns anvertraut hat an Kraft, Zeit und Geld in Seinen Dienst zu stellen.

Sehnsucht der Betrogenen

Selbsterfahrung – Erfahrung einer Sackgasse

Mit großem Eifer übe ich gerade am Klavier diese zwei schwierigen Takte aus einem Stück von J. S. Bach. Immer und immer wieder, ganz langsam. Dann wird das Metronom eine kleine Stufe schneller gestellt und wieder dasselbe, solange bis ich es einwandfrei kann. Dann wieder ein wenig schneller.

Aus dem Zimmer unter mir höre ich, wie sich meine beiden älteren Brüder ärgern: »Warum immer nur wir? Die Susanne kann doch auch mal was tun!«

»Susanne übt gerade Klavier«, höre ich leise die verständnisvolle Stimme meiner Mutter.

An solche Situationen aus meiner Kindheit kann ich mich noch recht gut erinnern.

Mein ältester Bruder Elmar zeigte schon sehr früh Interesse und besondere Begabung auf dem Gebiet der Mathematik. Solange Elmar mit einem mathematischen Problem beschäftigt war oder ich am Klavier saß, waren wir sicher vor jeder Mithilfe im

Haushalt. Wir waren ja schließlich mit sinnvollen und äußerst wichtigen Dingen beschäftigt. Meistens hatte ich große Freude daran, stundenlang am Klavier zu sitzen, um zu üben. Ich gab mir große Mühe, alles gewissenhaft und genau zu erarbeiten und muß zugeben, daß es für mich eine Genugtuung war, entsprechende Anerkennung zu ernten.

Noch gut habe ich die Worte meines Vaters in Erinnerung: »Siehst du, Susanne, wie wichtig es ist, daß man wenigstens auf einem Gebiet etwas Hervorragendes leistet.« Diese Bemerkung meines Vaters war durchaus nicht unbegründet.

Elmar war nämlich wegen seiner außergewöhnlichen mathematischen Begabung wieder einmal interviewt worden. In den nächsten Tagen sollte ein Artikel über das Wunderkind erscheinen.

Wie lange wird es dauern, dachte ich, bis auch ich in der Zeitung stehen werde?

Meine Eltern bemühten sich darum, uns möglichst vielseitig zu fördern. So durfte ich schon früh zum Ballett gehen, später lernte ich auch Reiten, Judo und Karate. Für mich waren allerdings die musikalischen Fächer von Bedeutung. So kann ich mich noch gut erinnern, wie ich im Alter von vielleicht 11 oder 12 Jahren meine ersten Flötengruppen leiten

durfte. Diese Leistungen wurden immer mit gebührender Anerkennung belohnt. So war ich immer sehr beschäftigt. Ein Gefühl der Langeweile kannte ich so gut wie gar nicht.

Ich entsinne mich, daß ich sogar als Kind schon einmal den Gedanken hatte, daß mein Leben nun eigentlich schon gemacht sei. Ich hatte ein klares Ziel vor Augen, dem ich mit allem Eifer nachjagen wollte. Was konnte mich noch davon abhalten? Ein wenig herablassend schaute ich auf meine Mitschüler, die mit sich selber unzufrieden waren. Und da gab es sogar Leute, die sich fragten, ob das Leben überhaupt einen Sinn hat. So etwas konnte ich absolut nicht verstehen.

Nach einem Sonntagsausflug war meist mein erster Weg zum Klavier, um nicht etwa einen ganzen Tag ohne Übung verstreichen zu lassen. Durch diese Familienausflüge weckten meine Eltern in uns einen gewissen Sinn für die Schönheit der Natur. Darüber hinaus boten sie uns aber auch eine günstige Möglichkeit zur Schulung unseres kritischen Denkvermögens.

»Schaut einmal her, Kinder. Nehmen wir einmal an hier die X- und da die Y-Achse und hier die beiden Vektoren ...« Mit einem Stock in der Hand zeichnete mein Vater zur Veranschaulichung etwas auf den Boden und versuchte uns den Unterschied zwi-

schen dem skalaren und vektoriellen Produkt zweier Vektoren zu erklären.

Gewöhnlich hielt ich mich mehr zu meiner Mutter, um nicht ein Opfer der mathematischen Belehrungen meines Vaters zu werden.

Die Zeit der Autofahrt wurde durch gemeinsames Lesen von englischen oder französischen Büchern gut genutzt. Eine Zeitlang verstand ich es ganz gut, Desinteresse zu verbergen. Auf derart simple Fragen über den Inhalt des Gelesenen hatte ich es doch wahrlich nicht nötig, eine Antwort zu geben. Doch eines Tages wurde es zu offensichtlich, daß ich von dem Inhalt der soeben beendeten Familienlektüre über Ilias und Odyssee nicht die geringste Ahnung hatte. Meine Maske war mit Gewalt vom Gesicht gerissen worden. Das war peinlich. Manchmal hätte ich vielleicht Interesse gehabt, doch ich hatte den Anschluß verpaßt und wollte mein Gesicht wahren. Durch Fragen hätte ich wahrscheinlich meine Unwissenheit enthüllt. So habe ich bis heute den Unterschied zwischen dem skalaren und vektoriellen Produkt zweier Vektoren nicht verstanden.

Inzwischen war es für mich schon zu einer Gewohnheit geworden, eine Show abzuziehen. Ich hätte um keinen Preis zugegeben, was ich alles nicht wußte. Aber auch in anderer Hinsicht zeigte ich nicht mein wahres Gesicht: Süßigkeiten gab es

bei uns nur ganz selten, weil Zucker schlecht für die Zähne ist. Als vernünftige Kinder hatten wir folglich auch gar kein Verlangen danach, zumindest nicht voreinander oder in Gegenwart meiner Eltern. Doch in meinem Innern sah es manchmal ganz anders aus.

Eines Tages sagte mein Bruder zu mir: »Susanne, weißt du was, kommst du auch mit zum Tengelmann? Da können wir uns etwas Gutes kaufen.« Einige Minuten später waren wir schon in dem kleinen Versteck hinter dem Kaufhausgebäude und verzehrten in aller Eile heimlich dieses ungesunde Zuckerzeug – mit großem Genuß. Seitdem kaufte ich mir auch manchmal heimlich alleine etwas. Wenn mir allerdings Süßigkeiten angeboten wurden, lehnte ich entschieden ab, zumindest bei Bekannten oder in Anwesenheit meiner Eltern.

Auch hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, keinen Rückzieher mehr zu machen, wenn ich einmal gelogen hatte. Selbst wenn mich meine Eltern schon längst durchschauten, beharrte ich auf meiner einmal gemachten Aussage. Es hätte zuviel gekostet, mir vor meinen Eltern oder gar vor meinen Brüdern eine solche Blöße zu geben.

Einmal nahm ich mir ganz fest vor, das Lügen einzustellen. Aber ich schaffte es einfach nicht. Bald befand ich mich wieder in dem alten Trott. Mich für

etwas zu entschuldigen, daß hätte ich nie fertiggebracht. Es gab für mich kein Zurück mehr, denn wenn ich auch nur einmal etwas zugegeben hätte, was hätte ich erwidern können, wenn es hieß: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.«

Ich weiß noch genau, wie ich mich mehr und mehr verhärtete und schrittweise mein Gewissen zum Schweigen brachte.

Mehr als 5 Jahre meiner Schulzeit verbrachte ich auf der Rudolf-Steiner-Schule in München. Die Art und Weise des Unterrichts förderte mein Interesse und ermutigte mich sehr zur Mitarbeit auf verschiedensten Gebieten.

Doch bald machte ich die Erfahrung, daß es keinerlei Folgen haben würde, wenn ich nur in den Fächern etwas tat, die mich gerade interessierten. Durchfallen konnte man in dieser Schule nicht und Noten gab es offiziell auch keine. Ich dachte, ich sei begabt genug, um jede Lücke wieder aufzufüllen. Und so gab es Zeiten, wo ich weder Aufgaben machte noch in der Schule aufpaßte. In Mathematik erwirkte mir mein Vater sogar eine Zeitlang die Möglichkeit, mich während der Unterrichtsstunde mit sinnvolleren, von ihm selber gestellten mathematischen Aufgaben zu befassen und nicht die Zeit mit derart simplen Dingen des durchgenommenen Lehrstoffes zu vergeuden. Wenn ich dann auch

noch hier und da einen Fehler entdeckte, den der Lehrer machte, stieg beständig meine Selbstsicherheit, nicht zuletzt auch durch die Anerkennung, die ich daraufhin auch von meinen Eltern bekam. Ganz stolz und ein wenig herablassend berichtete ich dann daheim, welchen Blödsinn Herr X heute wieder verzapft hatte. Es bereitete uns immer Freude, wenn einer von uns Geschwistern mit einer »Beute« nach Hause kam und diese gewissermaßen gemeinsam »verzehrt« wurde. Wir waren doch etwas Gehobeneres und jedenfalls viel intelligenter als die anderen.

Übrigens war es auf dieser Schule üblich, daß jeder Schüler am Ende des Schuljahres einen sogenannten Zeugnisspruch bekam. Jeweils in dem darauffolgenden Jahr mußten immer einige Schüler am Anfang des Unterrichts ihren Zeugnisspruch vor der Klasse aufsagen.

So saßen wir gerade in der Klasse und warteten auf die Verteilung der Zeugnisse, welche nicht aus Noten, sondern aus in Worte gefaßten Beurteilungen bestanden. Was wird wohl alles darinnen stehen? Sicher wird doch vieles ein wenig milder ausgedrückt, als es in Wirklichkeit war. Dann bekamen wir endlich die Zeugnisse in verschlossenen Kuverts. Sie waren in erster Linie für die Eltern bestimmt. Mit dem Öffnen mußten wir also warten, zumindest bis wir außerhalb des Schulgebäudes

waren. Ich begann zu lesen: »Susannes Mitarbeit in der Schule ließ in diesem Jahr sehr zu wünschen übrig. Auf keinem einzigen Gebiet des Hauptunterrichts erreichte sie eine Leistung, die ihren Fähigkeiten entspricht ...«

Und so ging es dahin – eine ganze große Seite lang.

Recht wohl war mir dabei nicht. Ich las weiter, da, der Zeugnisspruch. Da ging es mir wie ein Stich durchs Herz:

*»Wie klarer, tiefer Alpensee,
hell durchsichtig im Lichte liegt,
wird durch der Wahrheit lauterer Wort
des Menschen Wesen heil und klar.«*

Ich war durchschaut. Hatte meine Lehrerin gemerkt, daß ich so oft nicht die Wahrheit sagte? Und diesen Spruch sollte ich vor der ganzen Klasse aufsagen. Mein Gewissen meldete sich. Doch nur nichts anmerken lassen!

Die zunehmende Geltung, die ich mir durch das kritische Folgen des Unterrichts und durch Korrigieren der Lehrer bei einzelnen Mitschülern verschaffte, erlangte ich um einen Preis, der mir sehr zu schaffen machte. Ich geriet zusehends in Distanz zu meinen Schulkollegen und wurde mehr und mehr zur Außenseiterin.

Obwohl z.B. Turnen eines meiner liebsten Fächer war, mußte ich doch jedes Mal befürchten, daß wir wieder irgendwelche Übungen zu zweit machen würden, bei denen ich nur schwer einen Partner finden könnte und oft alleine übrig blieb.

Ständig diese Ablehnung zu spüren, machte mir sehr zu schaffen, auch wenn ich das niemals zugeben hätte. Wie erleichtert war ich da, als wir eine neue Mitschülerin bekamen, die sehr bald meinen Platz einnehmen mußte. Auch als es mir gelang, mich mit einer Klassenkameradin anzufreunden, lebte ich ständig in der Angst, diese Freundin bald wieder zu verlieren.

Es war eine sehr schlimme Zeit für mich. Ich faßte die besten Pläne und Vorsätze, mein Verhalten zu ändern, aber immer wieder scheiterte ich. Ich wußte ja auch nicht genau, woran das alles lag. Außerdem wurde ich einfach nicht damit fertig, daß ich zu dick war. Ich hatte Hemmungen mich frei zu bewegen und stellte mich immer so, daß mich niemand genau anschauen konnte. Wenn mich meine Mutter dazu anhielt, weniger zu essen, mußte ich meine Verletztheit überspielen. Ich wagte es nicht, ernsthafte Selbstmordpläne zu machen, denn wenn ich dann doch überleben würde, wäre alles noch viel schlimmer. Meine einzige Möglichkeit war, diese Schwierigkeiten zu überspielen. Ich hatte ja auch

etwas, woran ich mich festhalten konnte, eine Aufgabe, ein Ziel, das mir irgendwie auch einen Wert gab – meine Leistungen am Klavier.

Das Verhältnis zu meinem Vater hatte sich zusehends verschlechtert. Von ihm wollte ich mir nie gerne etwas sagen lassen. So ignorierte ich oft seine Worte und ließ ihn einfach links liegen. Ich merkte wohl, daß ich ihn damit sehr verletzte. Doch das änderte nichts an meinem Verhalten zu ihm.

Und dann war da auch noch die Sache mit den Zähnen, die ich mir auf unserer Marmortreppe ausgehauen hatte und die erst gerichtet werden sollten »wenn ich einmal ins heiratsfähige Alter kommen würde«, worüber ich innerlich empört war. Anlaß genug, um die innere Ablehnung gegen meinen Vater zu pflegen. So war damals und auch noch viel später meine Einstellung.

Die Darstellung meiner Kindheit aus eigener Erfahrung mag vielleicht sehr subjektiv und einseitig sein, daher möchte ich an dieser Stelle nur noch einfügen, daß meine Eltern uns Kindern wirklich viel Liebe entgegen brachten und auch bereit waren, unsertwegen Opfer auf sich zu nehmen. Das war für mich damals eigentlich alles selbstverständlich. Heute bin ich ihnen sehr dankbar dafür.

Eine zeitliche Einordnung meiner Kindheitserinne-

rungen ist mir kaum möglich. Doch eines weiß ich noch genau. Am 20. 9. 1972 war dann das große Ereignis, das ich bis heute gut in Erinnerung habe: Aufnahmeprüfung am Konservatorium der Stadt München mit 13 Jahren, altersmäßig nur 1 Jahr später als mein ältester Bruder, der sein Universitätsstudium in Mathematik begonnen hatte.

Durch gut bescheidenes äußeres Auftreten fand ich als »Klassenbaby« den besten Nährboden für meinen inneren Stolz. Einige Jahre später eröffnete sich für mich die Möglichkeit nach Wien in die »Musik-Stadt« zu gehen. Dies sah ich aus verschiedenen Gründen als meine ganz große Chance an. Dadurch konnte ich ein Jahr früher die Matura machen und das nach 5 Jahren Steiner-Schule, wo ein Großteil der Schüler damit rechnen mußte, ein zusätzliches Jahr anhängen zu müssen. Außerdem würde ich, wie eine Reihe meiner Schulkollegen, nicht mehr zu Hause bei den »Alten« wohnen müssen. Ich war stolz darauf, meinen Alterskollegen weit voraus zu sein und bereits genaue Berufspläne zu haben, die ich zielstrebig verwirklichen würde. Ich träumte oft davon, wie es wohl sein würde, wenn ich meine Matura in der Tasche hätte, während die anderen noch auf der Schulbank sitzen müßten. Außerdem hoffte ich im Geheimen darauf, vielleicht doch einen Freund zu finden. Auch wenn ich mich oft über die Flirterei meiner Mitschüler lustig machte und ihre Umgangsweise miteinander verachtete,

litt ich doch darunter, keine rechte Beziehung zu Mädchen, geschweige denn zu Jungen, herstellen zu können.

Auch meine Eltern, besonders mein Vater, waren sehr an meinem beruflichen Fortkommen interessiert. Ohne natürlich meine wahren Motive zu kennen, ermöglichten es mir meine Eltern, mit 16 Jahren nach Wien zu gehen, um dort neben Schule und Klavierpädagogischer Ausbildung eine solistische Laufbahn zu beginnen.

Ich klopfte an die Tür des Unterrichtszimmers mit der angegebenen Nummer und trat vorsichtig ein. Ein etwas älterer graumeliertes Herr mit blaugestreiftem Anzug war intensiv mit einer Japanerin, offenbar einer Schülerin, beschäftigt und nahm keinerlei Notiz von mir. Erst nach einiger Zeit streckte er mir seine Hand zur Begrüßung entgegen und deutete, daß ich mich setzen könne. Meine Befürchtung, daß er mein neuer Lehrer sei, bestätigte sich bald durch zwei Zeitungsartikel, die er mir inzwischen zum Lesen in die Hand gedrückt hatte und aus welchen unter anderem hervorging, daß er der Leiter der Meisterklasse für Klavier sei. Nachdem er die Japanerin hinausgeschickt hatte, erklärte er mir, daß er mich zu seiner Schülerin auserwählt habe.

Selbstverständlich bemühte ich mich in den nun folgenden Jahren, meiner »Auserwählung« entspre-

chende Leistungen zu bringen.

Einige Jahre später konnte man nach einem Konzert in der Zeitung lesen:

»... eine Ausnahme von dieser Regel (daß man die künstlerische Reife im jugendlichen Alter einfach noch nicht haben kann) scheint die 20jährige Susanne Eder zu sein, die ihren Bach (die selten zu hörende 6. Partita, Bachwerkverzeichnis 830) sehr geschickt und durchdacht anging. Wunderbar klar im formalen Aufbau und präzise in der Ausführung, aber dennoch mit intensiv beseeltem Ausdruck. Eine wahrlich reife Leistung, die sich hören lassen kann. Susanne Eder hatte verdientermaßen noch einen zweiten ›Auftritt‹ konzertiert erhalten, bei dem sie beweisen konnte, daß sie auch im 20. Jahrhundert daheim ist. Ihre Interpretation von Strawinskis Sonate zeigte neben technischer Bravour eine überzeugende Ausgewogenheit in der richtigen Verteilung der Gewichte und Akzente. Gleichfalls absolute Konzertreife ...«

In einer anderen Zeitung war die Rede von einem vielversprechenden Talent für die Zukunft des Konzertlebens in Wien oder so ähnlich. Welch ein Erfolg! Unzählige Stunden der Vorbereitung auf diesen einen Abend. Dann das langsame – in den letzten Tagen viel zu schnelle – Heranrücken dieser Stunden und schließlich das bange Warten unmittelbar vor dem Auftritt. Die Hände kalt und den-

noch feucht, Hals und Brust wie zugeschnürt. Jetzt mußt du dein Bestes geben! Die Tasten, die immer rutschiger werden, und dann ist es geschafft. Das Ziel erreicht – ein erhebendes Gefühl – und mit einem Mal ist alles vorbei.

Doch irgendwie kam dann ein Gefühl der Leere. Und jetzt ...? Wie von jemandem gehetzt einem Ziel nachjagen: Wenn ich will, dann schaffe ich alles. Doch dem war nicht so.

Durch meine Studien der Musiktherapie war mein Zielsicherheit eigentlich schon untergraben worden, wie ein Haus, das noch einige Zeit steht, wenn das Holz schon morsch geworden ist. Hier lernten wir nämlich »an uns selber zu arbeiten«. Wir mußten Einblick in unser eigene Gefühlswelt nehmen und, soweit bereits möglich, durch Assoziationen Zusammenhänge mit unserer Vergangenheit, mit Beziehungen durch nahestehende Personen oder mit Ereignissen erkennen. Daß der Mensch durch frühere Erfahrungen geprägt sei, schien mir einleuchtend. Wenn es also doch (was ich nur ungern zugeben wollte) irgendwelche persönlichen Probleme in meinem Leben gab, dann war die Ursache davon hier zu suchen.

In der musikalischen Improvisation, einem Medium der Kommunikation, werden echte Verhaltensweisen im Spiel sichtbar. Dazu ein Beispiel: Eine

meiner Mitstudentinnen und ich saßen am Klavier und machten ein musikalisches Partnerspiel, eine Improvisation. Anschließend wurden wir aufgefordert, dazu Stellung zu nehmen und zu beschreiben, was sich zwischen uns abgespielt hatte. Auch die anderen Studenten äußerten sich dazu, wie sie das Spiel empfunden hatten und welche Gefühle von uns beiden jeweils zum Ausdruck gebracht wurden. Wir stellten fest, daß ich gegenüber meiner Partnerin dominierend, ja sogar aggressiv gespielt hatte und entdeckten Parallelen zu unserem Leben. Meine Partnerin ließ sich oft von anderen, wie auch schon früher von ihrer Mutter, beherrschen, während ich auch sonst oft viel zu wenig auf andere einging. Auf dieser spielerischen Ebene bietet sich leicht die Möglichkeit der Verhaltensänderung.

Wir machten ein weiteres Partnerspiel mit dem Thema: Führen, Folgen in umgekehrter Rollenverteilung. Vor allem lernten wir aber auch, die eigenen Verhaltensweisen und Gefühle nicht zu leugnen oder zu verdrängen, sondern so, wie sie sind, wertfrei anzunehmen.

Anfangs waren diese Dinge sehr fremd für mich und auch unangenehm, nicht zuletzt deshalb, weil ich dadurch in vielen Punkten meine Fassade aufgeben mußte, denn wer konnte wissen, was in meinem Inneren schon alles vorgegangen war. Natürlich ist es vollkommen nutzlos, wenn man zwar

gelernt hat, sich im Spiel auszudrücken und positive wie negative Gefühle, ja sich selbst »anzunehmen«, wenn man aber nicht gleichzeitig auch gelernt hat, diese Dinge in die Wirklichkeit, in das praktische Leben umzusetzen. Genau das versuchte ich nun in meiner musiktherapeutischen Studienabschlußarbeit über »Familientherapie« zu erreichen.

Die eigentliche Patientin war die an psychosomatischem Asthma leidende Tochter, deren Krankheit ganz offensichtlich mit dem Verhalten ihrer Eltern im Zusammenhang stand. Bereits in der ersten Therapiestunde wurde deutlich, daß die Eltern mit Schuldgefühlen beladen waren, welche ich ihnen allmählich zu nehmen versuchte.

Schuldgefühle – so hatte ich gelernt – können einen Menschen sehr belasten, ja ihn daran hindern, seine Persönlichkeit zu entfalten, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und danach zu handeln. Mein Ziel war es, die vorhandenen Verhaltensmuster sichtbar zu machen, sowie der Tochter zu helfen, sich zunächst auf spielerischer Ebene, dann aber auch in der Realität aus dem festgefahrenen Familiengefüge mit diesen starren Verhaltensmustern zu lösen. Dieses Ziel konnte in Zusammenarbeit mit anderen Therapeuten tatsächlich erreicht werden. Die Patientin war am Ende der Therapie anfallsfrei, allerdings mit dem Ergebnis, daß die Beziehungen zwischen Eltern und Tochter in die

Brüche gegangen waren. So hatte ich mit dieser Arbeit mein eigenes privates Verhalten »wissenschaftlich« untermauert.

Schon geraume Zeit verhielt ich mich meinem Vater gegenüber ausgesprochen lieblos und hart. Seit etwa einem halben Jahr war ich mit meinen Eltern aus geringem Anlaß sogar zerstritten. Da mein Vater seine Unterhaltszahlungen für mich plötzlich gekürzt hatte, sah ich mich vor die Entscheidung gestellt, mich aus Angst vor existentiellen Schwierigkeiten von meinen eigenen Eltern unter Druck setzen zu lassen oder meine rechtlichen Ansprüche irgendwie geltend zu machen. Schließlich hatte ich in den letzten Jahren doch gelernt, nichts hinunterzuschlucken, sondern mein Recht, meine Bedürfnisse und Ansprüche wahrzunehmen und danach zu handeln, nicht nur auf spielerischer Ebene, sondern auch in der Realität. Und hier war die Realität. Sollte ich gerade jetzt meinen Grundsätzen zuwider handeln? Sollte ich mir etwa sagen lassen müssen, daß ich mich gegen meine Eltern nicht habe durchsetzen können? Ich sollte mich ja selbst verwirklichen, zu meinen Ansprüchen stehen.

Lange Zeit wurde ich hin und her gerissen. Hier erlebte ich, welch harter Kampf es ist, alle Hemmungen abzulegen. Im Nachhinein sehe ich deutlich, daß es mein Gewissen war, welches ich nicht ohne Mühe zum Schweigen bringen konnte. Schließlich

entschloß ich mich, vor Gericht zu gehen.

Nun kam für mich eine harte Zeit und sie sollte bald noch härter werden. Mit viel Ehrgeiz absolvierte ich zeitgerecht sowohl meine Klavierlehrer- als auch meine Musiktherapieabschlußprüfung im gleichen Jahr, trotz Krankheit, die mich gerade in dieser Zeit oft erheblich beeinträchtigte. Wenige Tage später machte ich mich mit Koffer und Rucksack beladen nach London zu einem Selbsterfahrungs- und Fortbildungskurs auf, natürlich per Anhalter. Obwohl ich dabei einige Male in sehr problematische Situationen geriet, dachte ich immer noch, mir könne nie etwas passieren. Gesundheitlich ging es mir allmählich schlechter. Doch auch durch wochenlang andauerndes, hohes Fieber, zeitweise über 40 Grad, ließ ich mich, getrieben vom Ehrgeiz, nicht davon abhalten, in diesem Zustand noch ein Klavierkonzert zu geben.

Nicht nur wegen finanzieller Schwierigkeiten, sondern auch aus Abenteuerlust schloß ich mich dann einer Gruppe von Sanyassin, sog. Bhagwans an, um mit ihnen gemeinsam Häuser zu besetzen. Das sind junge Leute mit roter Kleidung, schwarzer Holzperlenkette und mit eingerahmtem Bild ihres Bhagwan aus Poona in Indien und mit selbstsicherem, ruhigem Auftreten. Ich war froh, Menschen gefunden zu haben, mit denen ich, dazu noch kostenlos, zusammen wohnen konnte. Ihre Religiosität stellte die Grundlage für ihre Selbsterfahrungstechniken

dar. So lernte ich bald auch andere Praktiken wie rebirthing, bioenergetic usw. näher kennen. Diese Technik besteht im Beobachten und Erfahren des eigenen Körpers. Die hochsteigenden Gedanken und Gefühle sollen nicht weggeschoben werden, sondern frei zur Entfaltung gelangen. Der Mensch müsse lernen, das Verhalten nicht immer zu werten (was uns leider anezogen sei), sondern frei zu werden: »Alles was aus deinem Inneren kommen will, mußt du einfach kommen lassen, um den ›energy-Fluß‹ im Körper möglichst wenig zu beeinträchtigen.« Schließlich besteht ja kein Zweifel darüber, daß sich seelische Verkrampfungen auf physischer Ebene im Körper niederschlagen. Durch »Stauung der Energie« könne z.B. Fieber entstehen. Negativen Gedanken und Gefühlen, z.B. Aggressionen, müsse eine Möglichkeit der Ableitung oder des Ausdrucks gegeben werden.

Da ich damals die Auseinandersetzungen mit meinen Eltern noch lange nicht verdaut hatte, aber auch keineswegs bereit war, meinen Eltern zu vergeben, geschweige denn die Unrichtigkeit meines eigenen Vorgehens einzusehen, hatten sich in der Tat meine Aggressionen gegen meinen Vater mehr und mehr aufgestaut. So forderte mich mein Therapeut und Lehrer eines Tages zu einer Übung auf, welche von der Gestalttherapie her allgemein bekannt ist. Er brachte ein großes Kissen, legte es vor mich hin und ermutigte mich, mir vorzustellen, daß dies mein

Vater sei, mit dem ich jetzt sprechen könne, ohne meine Gefühle zu verdrängen. Auch körperlich könne ich meinen Gefühlen in der Weise Ausdruck verleihen, in welcher ich gerade ein Bedürfnis verspüren würde, sei es, das Kissen anzupacken, es irgendwohin zu schleudern, daran zu reißen oder auch darauf einzuschlagen.

Als ich diese Übung ablehnte, meinte mein Lehrer, daß sie vielleicht doch noch zu schwer für mich sei und er mich in keiner Weise dazu drängen möchte. Mit der Zeit würde ich zunehmend lernen, meine Hemmungen abzulegen und meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Aber es brauche viel Zeit bis ich lernen würde, mein Inneres, meinen Kern, frei zur Entfaltung zu bringen. Dabei müsse ich auch lernen, meine Gefühle wertfrei anzunehmen.

Inzwischen hatte ich mich in meinen Lehrer verliebt, genierte mich allerdings, daß ich in meinem Alter von 21 Jahren noch keinerlei sexuelle Erfahrungen hatte.

Im Sinne der bisher durchgemachten Enthemmungstherapien mußte mir das vollkommen abnormal erscheinen. In mir pochte es, nun auch diese Hemmungen ablegen zu können. Und nur sehr schwer gelang es mir, diese Schwelle zu überwinden.

Spät abends kletterte ich über den Zaun in einen

Park, nicht weit von unserem Haus entfernt und setzte mich unter eine Weide auf einen flachen Stein am Ufer des kleinen Teiches. Verschiedene Gedanken schossen mir durch den Kopf. Sollte ich feige sein und meine Gefühle verheimlichen, ja verleugnen? Was aber, wenn er nicht mit mir schlafen wollte? Würde ich mich dann völlig umsonst zutiefst blamieren?

Und genau so kam es schließlich auch. Noch dazu mit der Anregung, meine sexuellen Bedürfnisse, die ich mir ja selbst eingeildet hatte, durch Selbstbefriedigung zu stillen. Die anderen konnten sich wenigstens durch das freie Ausleben ihrer sexuellen Bedürfnisse mit verschiedenen Partnern Anerkennung verschaffen. Mir dagegen sollte diese Antwort meine Minderwertigkeit und Abnormität bestätigen oder sollte ich sie als ein Warnschild auf einem Irrweg ansehen? Sollte ich mich etwa in einer Sackgasse befinden?

Alle moralischen Maßstäbe versuchte ich über Bord zu werfen und doch regte sich manchmal mein Gewissen. Meine Eltern waren für mich so gut wie nicht mehr existent. Meine Krankheit fesselte mich oft ans Bett. Woran sollte ich mich noch festhalten? Sollte es etwa nicht stimmen, daß ich alles kann, wenn ich nur will?

Ich verlor den Boden unter den Füßen. Auf meinem

Weg zur Selbstverwirklichung war ich wohl doch noch nicht weit genug. Ein anderes Erlebnis brachte mich noch mehr in Verwirrung und Unsicherheit: ein Seminar im Center von bioenergetics. Eine Gruppenteilnehmerin schlägt wie besessen auf eine an die Wand gelehnte Gummimatte ein. Ihr Gesichtsausdruck zeugt von unheimlichen Energien, die sie nun versucht freizusetzen, bis sie hochrot anläuft, Schaum aus ihrem Mund tritt und sie sich schließlich nach einigen Schreien übergeben muß.

Ein anderes Mädchen liegt am Boden und schaut ihrer Partnerin, die sich über sie gebeugt hat, tief in die Augen. In immer kürzer werdenden Abständen stößt sie geradezu tierische Schreie aus. Nachdem sie ihre Erinnerung äußert, in ihrer frühen Kindheit sexuell mißbraucht worden zu sein, wird sie von unserem Gruppenleiter noch mehr angespornt. Wie von tiefem Haß ergriffen, nimmt sie ihre letzten Kräfte zusammen. Auch diese Szene endet damit, daß sich die Klientin bei vollkommener Erschöpfung übergeben muß und im Rahmen des anschließenden Gruppenübungskreises soll jeder Teilnehmer durch einen kurzen intensiven Schrei mit seinem gegenüberstehenden Partner in Kommunikation treten.

In mir stiegen allmählich grundlegende Zweifel auf, ob ich mich nicht doch in einer Sackgasse befände. Gab es nicht doch so etwas wie Verantwor-

tung, richtiges und falsches, gutes und schlechtes Handeln? Doch mein Lehrer versuchte mich zu ermutigen: was mir Schwierigkeiten mache, sei nur das im Laufe der Menschheitsentwicklung angelernte wertende Denken, welches die persönliche Entfaltung hemme. Ich solle mich mehr selber annehmen, dürfe an auftretenden Schwierigkeiten, an vorübergehenden Tiefs nicht scheitern. Da müsse jeder durch. Ich solle weiter an mir arbeiten.

Was aber war das Ziel? Die Erfüllung? ... Das Nirwana, in das man erst nach vielen Menschenleben solle eingehen können? Das wollte ich nun doch nicht glauben. Religiös war ich ja nicht. Dann beobachtete ich die Lebensweise meiner Mitbewohner: Eine Nacht mit diesem Mädchen, die nächste schon wieder mit einer anderen. Doch niemand versuchte diese Dinge zu verbergen. Ja, sie konnten wirklich dazu stehen und behaupteten dabei sogar noch, glücklich zu sein – sogar die Frauen. Mit welchem Recht behaupten die Menschen, daß monogame Beziehungen das einzig Richtige seien? Und irgendwie hatten meine Mitbewohner damit ja auch nicht Unrecht. Aber andererseits konnte doch etwas nicht stimmen.

In den analytical-music-therapie-sessions arbeiten wir nun des öfteren mit Träumen. Traum inhalte, wie auch frei erfundene Phantasiebilder und -themen sollten durch musikalische Improvisationen

dargestellt und weitergeführt werden: einfach die Gefühle und Gedanken kommen lassen und ihnen im Spiel Ausdruck geben. Dadurch mehrten sich bald meine Träume und zwar vor allem meine Alpträume. Ich dachte, jetzt endlich kommen tief verdrängte Konflikte an die Oberfläche.

Meine Tagebuchaufzeichnungen von damals zeugen von stark depressivem Gefühlsleben, ja von tiefster Finsternis. Die Beziehung zu meiner Studienfreundin, welche relativ viel von dem wußte, was in meinem Innern vorging, verschlechterte sich stetig. Wir gingen jetzt nicht gerade liebevoll miteinander um, sondern beschuldigten einander und versuchten vor allem diese Beziehungsstörung aufgrund unseres Wissens übereinander zu analysieren. War es nicht absurd, daß wir uns gegenseitig therapieren wollten? Blinde Leiter von Blinden!

Eine kurze Zeit des Aufatmens und der Erleichterung fand ich durch einen »Fluchtversuch« in die einsamen schottischen Northern-Highlands per Anhalter und dann zu Fuß. Als Reiseproviant je ein Glas Haselnußmus und Honig. Das ist platzsparend. Wasser gab's unterwegs immer wieder. Hier konnte man auf zerklüfteten Felsen direkt an der Meeresküste tagelang wandern. Menschen waren hier mit ziemlicher Sicherheit nicht mehr anzutreffen. Das war gerade das Richtige für mich.

Obwohl ich nicht viel nachdachte, erkannte ich die Wirklichkeit dessen, was ich schon längere Zeit empfunden hatte. Mehr und mehr hatte ich gelernt, die Verantwortung für mein Handeln abzuschieben – auf prägende Erlebnisse, Erfahrungen und Beziehungen vor allem aus der Vergangenheit. Man hatte mir beigebracht, Begriffe wie schlecht, falsch und schuldig möglichst nicht in den Mund zu nehmen und grundsätzlich jedes Verhalten zu entschuldigen. Und zwar auf der Basis des Glaubens an den »guten Kern« des Menschen. Mein Gewissen, welches ich oft zum Schweigen gebracht hatte, sagte mir dennoch, daß ich als Mensch für mein Tun und Handeln verantwortlich bin, daß ich überall dort, wo ich meine Verantwortung nicht wahrgenommen habe, Schuld – echte Schuld! auf mich lud.

Ich war inzwischen überzeugt, daß es so etwas wie ein Prinzip des Guten geben müsse. Vielleicht das, was andere das Göttliche nannten. Wie könnte sonst so eine Schönheit in der Natur sein? Wie war es sonst möglich, daß von selbst ein Baum oder eine Blume entsteht? Oder eine Blüte, wo jedes einzelne Blatt genau an der richtigen Stelle wächst? Da mußte doch wenigstens ein Prinzip hinter stecken? Irgendeine Kraft, die bewirkt, daß etwas Geordnetes entsteht und nicht ein Chaos. Also mußte es doch etwas Gutes geben, ein Prinzip des Guten!

Andererseits konnte ich aber auch nicht mehr leug-

nen, daß ich in all meiner Finsternis gefangen war. Wie konnte ich mich der Schlechtigkeit, die in meinem Herzen war, all der Gedanken, Depressionen und Alpträume entledigen? Wie herausfinden aus dieser Finsternis?

Ich war tatsächlich in eine Sackgasse geraten. Aber wo sollte ich hin? Zurück zum Leistungsstreben? Zu diesem Karrieredenken? Zu meiner Selbstsicherheit? Das war mir einfach nicht mehr möglich. Was war mit meiner Arroganz, mit der ich so vieles überspielte? Sollte ich versuchen nach meinem Gewissen zu handeln, einem Gewissen, das doch angeblich nur anerzogen war und das so unberechenbar reagierte, wie ein Barometer, an dem ständig herumgedreht wird. Oder mußte ich mich selbst ändern? Ich war realistisch genug, um zu wissen, daß ich das nicht konnte.

Es war eine Sackgasse, aus der ich keinen Ausweg wußte.

Doch das Leben ging weiter, und wieder einmal war ich per Anhalter unterwegs. Diesmal schon in Österreich. Es kam mir sehr gelegen, daß ich mit einigen jungen Leuten in ihrem kleinen Bus mitfahren durfte. Die waren wenigstens viel nüchterner und schienen mir recht vernünftig und nicht zu religiös zu sein, obwohl sie christliche Lieder sangen. Ohne viel zu überlegen, willigte ich sogar ein, mit

einem Mädchen von ihnen in der Bibel zu lesen, in diesem »alten frommen Buch, welches psychisch Schwache und alte Leute als Stütze für ihr Leben brauchen, welches aber durch seinen mythologischen Inhalt doch lesenswert sei, wie auch die vielen anderen religiösen Schriften«.

Um so erstaunter war ich über die Einfachheit und Klarheit aber auch Härte der biblischen Aussagen. Hier war sehr wohl die Rede von der Verantwortung des Menschen, ja von Schuld und Sünde. Wenn ich diese beiden Worte auch nicht hören wollte, wußte ich doch genau, daß sie Realität waren, daß gerade mein eigenes Leben davon geprägt war. Wie in einem Spiegel mußte ich mich selbst erkennen, als Sklave der Sünde, wie es im Römerbrief heißt: ein Sklave, weil ich mich selbst nicht befreien konnte, was mich die Erfahrung schmerzlich gelehrt hatte.

So erkannte ich die Richtigkeit des biblischen und damit auch den verheerenden Irrtum des modernen Menschenbildes. Das, was ich in der Bibel fand, war einfach die ungeschminkte Wahrheit. Von dem »guten Kern« im Menschen fand ich darin nichts. Aber dann war da Gottes Angebot der Erlösung, der Vergebung aller Sünden durch Jesus: *»Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben«* (Joh. 8,12).

Ja, ich brauchte Erlösung. Keine Selbsterlösung oder Selbstverwirklichung, sondern die Vergebung meiner Schuld.

Ich weiß gar nicht mehr genau, was alles in meinem Innern vorging und wie es eigentlich dazu kam. Aber irgend etwas trieb mich dazu, daß ich Seine rettende Hand ergriff. Es war wirklich das erste Mal in meinem Leben, daß ich gebetet habe. Das erste Mal, daß ich mein Versagen, meine Arroganz, meine Schuld eingestanden habe, vor Ihm und vor Menschen. Wie recht hatten doch alle die gehabt, von denen ich gelernt hatte, daß der Mensch nicht mit Schuldgefühlen leben kann. Durch Gottes Gnade durfte ich aber erkennen, daß es nicht um Gefühle geht, sondern vielmehr um die Schuld selber, für die ich gerechterweise Gottes Gericht und Strafe verdient hätte. Jesus Christus hat durch Seinen Tod diese Strafe an meiner Statt auf sich genommen. Wie recht hatten sie, daß man seine schlechten Gedanken und Gefühle nicht einfach hinunterschlucken kann. Aber nun konnte ich Jesus Christus all das hinlegen, mich Ihm anvertrauen und mir meine Last abnehmen lassen, ja, ein neues Leben mit Ihm beginnen. Da konnte ich auch meine negativen Gefühle, ja sogar Haßgefühle, wie ich sie zum Teil beschrieben habe, einfach ablegen, sie Ihm bekennen, und Seine wunderbare Vergebung erfahren.

Nachdem ich das selber erlebt hatte, wurde es mir

möglich, auch anderen zu vergeben. Auch das schlechte Verhältnis zu meinen Eltern hat sich danach sehr gebessert. Allmählich merkte ich, daß mir wie von selbst die Anerkennung immer unwichtiger wurde. Ja, wie ich mit der Zeit gar kein Verlangen mehr danach verspürte. Ich hatte auch kein Bedürfnis mehr, am Klavier vorzuspielen, sondern war froh, wenn ich es nicht tun mußte.

Eigentlich vollzog sich dieser Prozeß, ohne daß es mir bewußt war, ohne daß ich auf mich selbst geschaut hätte, ohne Selbsterfahrung, ohne daß ich an mir gearbeitet hätte. Heute weiß ich, daß es einzig und allein mein Herr Jesus Christus war, der mich freigemacht hat. Er hat mich davon freigemacht, den Blick immer auf mich selbst gerichtet zu haben und nach meinen eigenen Bedürfnissen handeln zu müssen. Und Er hat mir auch wirkliche Freude geschenkt, die nicht von Leistung und Anerkennung abhängig ist.

Eine weitere wichtige Erfahrung war, daß ich mit meiner Bekehrung lernte, Fehler zuzugeben und nicht mehr so krampfhaft mein Gesicht zu wahren. Auch hierin haben sich die Worte Jesu bewahrt:

»Wenn nun der Sohn euch freimachen wird, so werdet ihr wirklich frei sein« (Joh. 8,36).

Ich wüßte nicht, wann ich mich in meinem alten

Leben einmal für etwas entschuldigt habe. Heute muß ich mich des öfteren für etwas entschuldigen. Gottes Geist treibt mich einfach dazu, wenn ich mich in irgendwelchen Dingen nicht richtig verhalten habe. Ich kann jetzt zu mir selber stehen, so wie ich bin mit meinen Fehlern, ohne sie aber gutzuheißen. Im Gegenteil, ich merke, wie Gott mein Gewissen prägt und schärft. Vor meiner Bekehrung bin ich jahrelang immer nur schwarzgefahren, sogar mit gutem Gewissen. Jetzt könnte ich das nicht mehr tun.

Was mir aber am wertvollsten ist, daß ist die ganz persönliche Gemeinschaft mit Jesus Christus selber, indem ich mit Ihm sprechen kann und vor Ihm alles ausschütten darf, was in meinem Herzen ist; vor Ihm, der mich wirklich ganz angenommen hat und in dem ich jeden Tag neu tiefen inneren Frieden erfahren kann, wie ich ihn zuvor nicht gekannt habe.

Wie schön ist es auch, Seine Worte als lebensspendende, wirksame Kraft zu erleben und innere Gewißheit zu haben, auf ewig über den Tod hinaus mit Ihm in Gemeinschaft zu sein.

Ich habe mich dem anvertraut, der Seine Liebe buchstäblich »durch Seinen Tod am Kreuz« bewiesen hat, dessen Auferstehung eine historische Tatsache ist und der mein Leben durch Sein Wort und

Wirken neu gemacht hat.

»... denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.«

»... in welchem verborgen sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis ...« (Kol. 2,3).

Sehnsucht der Betrogenen

Tanz mit dem Tod

Amsterdam – an einem schönen, warmen Sommertag.

Trixi, eine ehemalige Freundin von mir, sitzt mit einer Bekannten zusammen und verbringt noch ein paar schöne Stunden mit ihr. Nachdem sie sich verabschiedet haben, geht Trixi in den 3. Stock des Hauses, trinkt eine Flasche hochprozentigen Schnaps und springt dann aus dem Fenster.

Amsterdam – an einem schönen Sommertag in der Veer-Straat. Sie liegt mit Hirnquetschungen und zerbrochenem Becken auf der Straße. Minuten später wird sie mit Blaulicht ins Krankenhaus eingeliefert, wo die Ärzte verzweifelt um ihr Leben kämpfen.

Als wir sie nach Tagen besuchen, können wir nicht mehr mit ihr sprechen. Sie hat keinen Lebenswillen mehr. Nach einem unerfüllten Leben wünscht sie sich den Tod.

Die Rolling-Stones singen in ihrem Lied »Dancing with Mr. D.«:

*»Wird es Gift in meinem Glas sein,
wird es langsam oder schnell gehen,
ein Schlangenbiß,
ein Spinnenstich,
ein ›Belladonna-Drink‹ aus einer Nacht von
Toussaint.*

*Ich hab mich versteckt in einer Ecke in New-York City.
Und in West-Virginia in den Lauf einer 44er
geschaut.*

*Hab getanzt,
hab mich ausgetanzt ...
Ich habe getanzt mit Mr. D.«*

Trixi war meine erste Liebe in meinem Hippie-Dasein. Im P.N.-Hithaus in München (ein ähnlicher Club wie der Star-Club in Hamburg, wo die ersten Beat-Gruppen spielten) sah ich sie zum ersten Mal.

»Hallo, willst du tanzen, willst du Haschisch rauchen?«

»Ja.«

Ich nahm sie mit in das Haus meines Freundes Bobby. Wir legten die Rolling-Stones auf, hörten die Beatles und rauchten. Dann lagen wir auf dem Boden und es wurde viel von Freiheit gesprochen ...

*»Unten im Friedhof, wo wir verabredet sind,
die Luft riecht süß,
die Luft riecht dumpf.*

*Er lächelt nie, sein Mund zuckt nur mal.
Die Luft klebt fett in meinen Lungen.
Ich kenne jetzt seinen Namen.*

*Man nennt ihn Mister D.
Und bald wird er euch allen die Freiheit geben.
Totenköpfe baumeln von seinem Hals.
Meine Hände werden feucht und klamm.«*

(Rolling-Stones: »Dancing with Mr. D.«)

Trixi wurde für die nächsten Jahre meine Begleiterin auf der Drogen-Straße. Wir nahmen LSD, Meskalin, STP, DOM, wir rauchten Haschisch und Marihuana. Dann kamen die Opiate: Morphin, Eukodal, Dilaudid und wir tanzten, tanzten, tanzten.

In einen anderen Club, ähnlich wie der P.N., gingen wir Nacht für Nacht. Wir hatten Morphin dabei, verkauften Morphium und nahmen Morphium. Die Droge hatte uns gefesselt.

Damals wohnten Trixi, Jacky und ich zusammen. Eines Abends, als auch der »schöne Bernie« zu Besuch da war, lagen wir, nachdem wir Morphium genommen hatten, auf den Matratzen und hörten Musik. Plötzlich klingelte es an der Tür. Ich rappelte mich auf, sah durch den »Spion« und erkannte draußen »Rudi Trallala«, der etwas in Packpapier eingewickelt trug. Okay, ich machte die Tür auf, ließ

ihn hinein. Er wickelte aus dem Packpapier ein Gewehr, legte auf mich an und sagte: »Franz, du bist link!« Er drängte mich in die Ecke, wie in einem Wildwestfilm. »Du hast mich gelinkt!«

Ich bekam wahnsinnige Angst, daß jemand durchdrehen könnte und die Nachbarn oder die Polizei rufen würde. Dann würden wir alle im Gefängnis landen. Deshalb gab ich ihm das Morphium, das er verlangte und dann ging er.

An einem Abend – ich weiß nicht mehr, ob es Sommer oder Winter war – saß ich mit Siggi und Roman in der Wohnung. Siggi hatte eine Nacht zuvor in einer Apotheke eingebrochen und alle Morphium-Präparate gestohlen. Als wir die Beute betrachteten, jubelten wir: »Oh, nur das Feinste vom Feinen!« und machten uns Cocktails mit Dilaudid und Kokain, bis Roman blau wurde. Wir rissen das Fenster auf, ich gab ihm Ohrfeigen und schließlich machten wir Mund-zu-Mund-Beatmung. Nichts half.

Von der Angst getrieben, daß er bei uns im Zimmer sterben könnte und wir dann alle verhaftet würden, haben wir ihn auf die Schultern genommen, den Hausflur hinuntergetragen und unweit der Münchener Freiheit auf die Straße gelegt. Dann rannten wir zur Telefonzelle, riefen die Polizei an und sagten: »In der und der Straße liegt ein Bewußtloser, können Sie ihn bitte abholen?« Wir hingen auf und

wußten, daß die Polizei der Sache nachgehen würde. Und dann liefen wir quer durch die Stadt, denn wir hatten Angst.

Als wir Stunden später nach Hause gingen, stand Roman vor der Türe. Okay, Junge!

Wir gingen in unsere Wohnung und nahmen Morphium. Roman fiel wieder um. Jetzt saß mir die Angst im Nacken:

»Roman, mir reicht's, du mußt ins Krankenhaus!«

Wir brachten ihn bis vor den Krankenhauseingang und warteten solange, bis er schließlich hineinging, und dann liefen wir weg.

Roman lebt heute nicht mehr.

*»Eines Nachts hab ich mit einer Dame in Schwarz getanzt.
Sie trug Handschuhe und Hut aus schwarzer Seide.
Sie sah mich lüstern mit samt-schwarzen Augen an.
Ihr Blick war seltsam, ganz verschlagen und wissend.
Dann sah ich, wie das Fleisch von ihren Knochen fiel.
Die Augen im Schädel glühten wie Kohlen.
Ich hab getanzt mit Mr. D. ...«*

München, Hirschgarten-Allee. Ein verkommenes Haus. Hier leben Drogensüchtige und Alkoholiker:

Lupo, Siggi, Viktor, Frank, Trixi und andere, deren Namen ich nicht mehr kenne. Wir hatten kein Morphinum und kein Opium mehr, dafür meldeten sich die gefürchteten Entzugserscheinungen – »Cold Turkey«. Wir wollten einbrechen und warfen Lose, wer mitgehen sollte. Das Los fiel auf mich.

Es war mein erster Einbruch, und ich zog mit Christian los. Zunächst gingen wir zu einem nahen Steh-Ausschank und tranken uns mit Bier erst einmal Mut an, denn wir waren keine Profis und deshalb ging es auch nicht besonders leise bei unserem Einbruch zu. Wir warfen einen Pflasterstein ins Fenster, schoben dann noch schnell den Rolladen hoch und liefen weg. Wir beobachteten das Haus, ob sich dort oder bei den Nachbarn etwas regte. Nichts rührte sich, keiner hatte etwas gemerkt. Nun stiegen wir ein und ließen den Rolladen wieder vorsichtig runter. Endlich waren wir in der Apotheke, suchten fieberhaft den Giftschrank und konnten ihn nicht finden. Christian sagte schließlich: »Wir müssen den Viktor holen!« Viktor hatte schon einige Apothekeneinbrüche hinter sich, war also ein Mann mit Erfahrung.

Während Christian zurücklief, um Viktor zu holen, mußte ich am Tatort Schmiere stehen und legte mich zu diesem Zweck unter ein Auto. Bald kam Christian mit Viktor zurück, der sofort den Giftschrank fand und ihn aufbrach. Minuten später zogen wir glücklich ab. Für die nächsten Tage hat-

ten wir alles, was wir brauchten: Morphinum, Dilaudid, Eukodal, Jetrium, Kokain usw. Nur mit Mühe konnten wir Christian daran hindern, auch noch eine Schreibmaschine mitzunehmen. Er war wirklich unerfahren.

Monate später hatte ich wieder einen Entzug. Der »Affe« saß mir im Rücken, und ich hatte nichts zu »schießen«. Lupo und Frank auch nicht. Was wir noch hatten, war ein Auto und ein gefälschtes Rezept. Wir fuhren zur Wetterstein-Apotheke, die ich kannte und wo ich schon einmal ein Rezept eingelöst hatte. Ich gab dem Apotheker das Rezept mit einem Jetrium-Präparat. Es war viel Betrieb zu dieser Tageszeit, und die Angestellten liefen emsig hin und her. Ich sah schon das Jetrium-Gläschen in der Hand des Apothekers, und mein Puls schlug schneller. Doch er beeilte sich nicht sehr, mir das Mittel zu geben, sondern sagte, als plötzlich die Tür aufging, auf mich deutend: »Das ist er!« Ich wußte, daß nun hinter mir die Polizei stand. So war mein Tanz zu Ende und ab ging es ins Polizei-Gefängnis, in die Krankenabteilung.

Nun, dies war zwar mein zweiter Gefängnisaufenthalt, aber doch der erste mit einem »Affen« im Rücken. Oh, welch eine Qual, Schmerzen, nichts als Schmerzen und dann die Resignation: Alles vorbei, es läuft nichts mehr, kein Morphinum, sondern Entzug! Cold Turkey!

Zuerst wurde ich in die Kleiderkammer geführt, wo ich blau-weiß gestreift – mit den Farben der Krankenabteilung – eingekleidet wurde. In der Krankenabteilung selbst kam ich auf eine Gemeinschaftszelle, wo ich zunächst mit Behelfsmitteln wie Valium, Neurocil und anderen Psychopharmaka versorgt wurde. Ja, der Tanz war aus! Da lag ich nun, die Nase lief und die Augen tränkten, meine Kleider waren schweißdurchnässt. Heiße und kalte Schauer überfielen mich, Beine und Magen schmerzten. Nur ein Gedanke: Morphinum!

Doch war mir klar, daß es keinen Sinn hatte, zu jammern. Ich konnte nur da liegen und mein Leid ertragen. Mir war bewußt, daß keiner mir helfen konnte, nur die Zeit würde heilen, in 3 bis 4 Tagen würde das Schlimmste vorbei sein.

Auf meiner Gemeinschaftszelle lag Robert, der große Dealer – selbst auch süchtig. Er sagte immer: »Das Feinste, das Feinste vom Feinen.« Da war Larry, ein ehemaliger Vietnam-Soldat, der immer ein lockeres Bein hatte und bei jeder Gelegenheit tanzte.

Da war ein Jugoslawe, Alkoholiker, wegen politischer Sachen eingelocht, er sorgte auf der Zelle für Sauberkeit – er hatte einen regelrechten Putzfirmel. Und dann waren da noch die anderen: Diebe, Zuhälter, Schwule und Zeitgenossen ähnlichen Kalibers.

Die Zelle war für sechs Häftlinge zu klein. Drei Etagenbetten, ein Tisch, Stühle und die Spinde. In den ersten Nächten war es für mich sehr schwer, Schlaf zu bekommen. Zum einen, weil mein Entzug mit Depressionen, Angstzuständen und Horror-Träumen verbunden war, zum anderen, weil es im Gefängnis nachts oft rund geht. Oft ahmten wir dann die unterschiedlichsten Tiere nach, bis wir uns wie im Zoo vorkamen, oder wir saßen beim Schein der selbstgemachten Kerzen und spielten Karten.

Nicht selten bekamen die Insassen der Einzelzellen den Knastkoller. Es beginnt damit, daß einer die Möbel zertrümmert und endet damit, daß er die Einzelteile aus dem Fenster wirft, unter den Anfeuerungsrufen der anderen Gefangenen, die ihren Gaudi haben: »Los, schmeiß auch den Spind raus!« Bald hört man Wasser rauschen, nachdem der Ablauf vom Waschbecken demontiert ist.

Ja, das Gefängnisleben!

Unsere Gespräche hatten meist nur ein Thema: Morphinum, Kokain, Drogen. Wie kommen wir da ran?

Unsere Mithäftlinge, die Alkoholiker waren, bekamen für den Entzug »Distras« (Distraneurin). Einmal kam ein Landstreicher in unsere Zelle, der starke Entzugserscheinungen hatte. Er sah Spinnen und alle möglichen anderen Krabbeltiere. Als sein

Delirium zu Ende war, erkannten wir unsere Chance. »Freund, du spielst uns ein Delirium, redest von Spinnen, Käfern und Elefanten. Wir hauen die Glocke raus, drücken den Alarm und wenn der Schließer kommt, sagen wir: ›Holen Sie bitte einen Sanitäter, der Mann hat ein Delirium.‹ Und wenn du dann die Pillen bekommst, tauschst du sie bei uns gegen Tabak ein.« Auf diese Weise erhielten wir unser ersehntes Feeling.

Manchmal veranstalteten wir auch eins unserer makaberen Spiele. So ließen wir den Landstreicher auch einmal »schwimmen«. Wir sagten zu ihm: »Lege dich mal auf den Boden und mach Schwimmbewegungen.« Der Mann tat das in seiner Hilflosigkeit und wir drehten dann den Wasserhahn solange auf, bis das Wasser auf den Boden floß. Unter Gelächter drückten wir dann die Glocke und sagten dem herbeieilenden Wärter: «Schauen Sie mal, der hier ist verrückt geworden!»

Einmal kam ein Amerikaner auf unsere Zelle, der ziemlich durcheinander war. Wir rieten ihm: »Wenn du dich aufhängst, kommst du in eine bessere Anstalt.« Wir bauten ihm dann einen Galgen. Der Mann hing sich tatsächlich in die Schlinge und rief, als wir den Stuhl wegzogen: »Holt mich runter!«

Die Glocke wurde gedrückt und der Schließer kam. Wir sagten: »Als wir aufwachten, hing der da.«

Dieser Mann kam nicht in eine bessere, sondern strengere Haftanstalt. Das sind so die Knastspiele. Kommt jemand in die Zelle, den man nicht leiden kann, eckelt man ihn hinaus.

Für mein gefälschtes Rezept hatte ich sieben Monate bekommen und in den langen, schlaflosen Nächten zog mein bisheriges Leben an mir vorüber:

Ich wurde im Mütterheim geboren, mein Vater hatte kurz vor meiner Geburt meine Mutter verlassen und war nach Ost-Deutschland zurückgekehrt. So wuchs ich ohne Vater bei Mutter und Großmutter auf. Als ich neun Jahre alt war, starb meine Großmutter, und ich wurde ein Schlüsselkind. Wenn ich aus der Schule kam, lag meist ein Zettel auf dem Tisch mit etwa folgenden Worten: »Guten Tag, Franz, im Schrank sind die Nudeln, im Kühlschrank liegen Tomaten und Wurst. Mach dir etwas Leckeres zu essen. Ich wünsche dir einen guten Appetit. Deine Mutter!«

Bald brachte Mutter auch einen Freund mit nach Hause, der die Vaterrolle spielen sollte. Ich konnte ihn nicht leiden und so passierte es, daß wir einmal im Streit auf dem Boden lagen und ich mich mit meinen Fingernägeln in seine Glatze gekrallt hatte und schrie: »Ich hasse dich, ich hasse dich!«

Dann kam die Zeit, einen Beruf zu erlernen. Ich selbst hatte keine Vorstellungen, aber Mutter mein-

te: »Suche dir eine Lehrstelle als Metzger, dann haben wir immer etwas zu essen.«

Damals war es nicht schwer, eine Lehrstelle zu bekommen, und mit dem Beginn der Lehrzeit nahm ich auch die ersten Drogen. Ich besorgte mir Captagon, ging nachts in die Discotheken und erschien dann morgens um fünf Uhr in der Metzgerei. Meine Arbeitsleistung war entsprechend. Einmal waren Würste im Kessel, es waren Wiener- und Regensburger-Würstchen. Ich heizte den Ofen an, doch die Temperatur wurde zu hoch und alle Würstchen platzten. Der Chef war zu diesem Zeitpunkt gerade im Schlachthof und ich wußte, wenn er zurückkam, gab es Panik.

Er kam zurück, öffnete den Deckel des Kessels und sah, daß alle Würstchen geplatzt waren. Daraufhin bekam er einen Zornesausbruch und schmiß den Kübel nach mir.

Ein anderes Mal waren Würste in der Räucherammer. Dieses Mal füllte ich zuviel Sägemehl nach, mit demselben Ergebnis, daß alle Würste platzten.

Nach einem Jahr brach ich die Lehre ab. No future! Keine Zukunft! Warum sollte ich arbeiten? Ich konnte darin keinen Sinn erkennen. Selten fühlte ich mich wohl und angenommen. Meistens kam ich mir ohne Trip unverstanden vor.

So ging ich des Nachts oft ins P.N. Es war einer von den Rockscluppen, wo viele Jungen mit einem Auto, Motorrad, mit der Straßenbahn oder zu Fuß hinkamen, um dort auszuklinken und um zu tanzen. Die Musik verzauberte uns und wir fanden es berausclend, die leeren Biergläser auf dem Boden zu zerschmeißen.

Das P.N. war in Schwabing, und in diesem Stadtteil lernte ich bald auch Marihuana, Haschisch und Shit kennen. Ich begann es zu rauchen und zu verkaufen. So lebte ich mein eigenes Leben und war mir selbst überlassen. Nur zeitweise schlief ich zu Hause und immer mehr Nächte verbrachte ich bei Freunden oder schlief im Englischen Garten, in Hausfluren, Aufzügen und Trockenräumen. Ich suchte meinen Weg oder den Sinn meines Lebens bei den Gammlern und fand es interessant, mit Leuten zu sprechen, die am Rande der Gesellschaft standen. Sex, Drogen und Rock'n'Roll fesselten mich und doch war ich einsam. Die Sehnsucht nach Liebe ging unter im Rausch. Die Tage vergingen sinnlos und sinn-entleert. Auf den Straßen rief man nach Frieden, auch mein Herz schrie nach Frieden, dennoch fand ich ihn nicht und rutschte immer tiefer in den Drogenkonsum hinein.

»Am Morgen einen Joint, und der Tag ist dein Freund.«

Das war für mich die Welt der rosa-roten Brille, wo

im Grunde doch alles dunkel und aussichtslos war: Nur die Idioten schufteten für ihre Kröten. Inzwischen war ich ein kleiner Haschisch-Dealer. Abend für Abend, wenn die Bands spielten und die Groopies da waren, bot ich Haschisch und LSD an.

Meinen ersten Schuß bekam ich von einem Mann aus Hamburg. Er tauchte auf, als wir alle Haschisch rauchten und sagte, er hätte Jetrium. Ich sagte: »Eh, Alter, ich habe es nicht gerne, wenn wir es vor den Leuten machen, aber ich würde es sehr gerne nehmen. Gibst du es mir auf der Toilette?« Dort bekam ich den ersten Schuß und der gab mir irgendwie alles. Er schien mir die Freiheit und Liebe zu geben, nach der ich mich sehnte, und von nun an befand ich mich auf der Einbahnstraße der Junkies.

In einem anderen Club lernte ich zwei Zuhälter kennen, die sagten: »Steig bei uns ein, Junge, wir zeigen dir, wie man es macht.« Sie gaben Trixi, Jacky und mir Morphium auf Kommission und kamen jeden Abend zu uns auf die Bude, um abzurechnen.

Eine Zeitlang war eine junge Frau, die rothaarige Mischa, die Verteilerin für Morphium. Meistens kam sie nachmittags, aber wie die meisten Dealerinnen und Junkies war sie ganz und gar unpünktlich. Oft wartete eine ganze Meute wie die Ratten auf die rote Mischa und heftete sich an ihre Fersen, wenn sie endlich erschien, um in irgendeinem Café das

Geld unter oder über dem Tisch zu kassieren. Dann verschwand sie um eine Ecke, wo sie Drogen versteckt hatte. Geduld mußte man haben. Aber dann konnte man endlich den ersehnten Schuß setzen. Manchmal dauerte es lange, bis ich eine Vene fand, doch dann strömte das Opiat durch meinen Körper.

Ich hatte meine Seele der Droge verkauft, hatte alles für die Droge gegeben. Bald stellte sich auch eine starke Todessehnsucht ein und der Gedanke kam, mich totzuschießen. Oft sagte ich: »I am a Junkie, I am a monkey.« Ich bin ein Süchtiger, ich bin ein Affe.

Aber jetzt saß ich erst einmal im Knast und wartete meine sieben Monate ab. Da ich zu Trixi weiterhin Kontakt hatte, wußte ich, wohin ich nach meiner Entlassung gehen würde. Und der Tag der Entlassung kam und mit ihm auch der langersehnte Schuß, den ich bei Trixi und Ali bekam. Die Junkie-Szene hatte mich wieder und ich trug wieder meine Gun bei mir, die Spritze mit der 18er Nadel.

Bald lernte ich auch die Drogenszene von Amsterdam kennen. Ich hatte beim Gericht einen Termin wegen Apothekeneinbruch und da bin ich lieber vorzeitig über die Grenze geflohen. Wenn es in Holland einen Vorhof der Hölle gibt, dann ist das Amsterdam. Da sind sie, die Pommès-Buden, die Cafés, die Discotheken, die Dealer. Als ich dort an-

kam, machte ich mich sofort auf die Suche nach Heroin. Ich fand einen Farbigen, der mir etwas verkaufte, und bald lernte ich andere Süchtige kennen. Die meisten von ihnen gingen Stehlen, und so hatte die Polizei immer ein Auge auf uns. Viele Spitzel umgaben uns, und so konnte man keinem trauen. Jetzt kannte ich auch die Junkies von Amsterdam. Magere Körper, magere Gesichter, ekelhaft gekleidet. Da war Glenn, ein Farbiger, der alte Franzisko aus Hamburg, da war Tuti aus München und ich. Wir wohnten auf einem Boot. Tuti hatte es aufgerissen. Die Besitzerin war eine Prostituierte, sie überließ uns das Boot für eine bestimmte Menge Heroin pro Monat. Mittags standen wir auf und gingen los, um Geld zu besorgen. Während die anderen zum Dealen gingen, zog ich los in die Kaufhäuser, um Handtaschen zu stehlen, die ich dann an die Prostituierten verkaufte. Hauptsache, das Geld war da, um Heroin zu kaufen.

Manchmal hatte ich zwar Heroin, aber keinen Löffel, den ich so dringend für die Injektion brauchte. Dann habe ich bei einer Familie geklingelt und gesagt: »Ich bin ein Tourist und habe eine Dose Bohnen, aber keinen Löffel. Können Sie mir einen besorgen?«

Schlimm wurde es, wenn ich nachmittags immer noch kein Geld hatte und wußte: Noch ein oder zwei Stunden, dann kommt der Affe! Um der Droge

willen habe ich dann gestohlen, betrogen, habe mich smart angezogen und war freundlich zu älteren Damen und zu älteren Herren.

Einige Zeit war ich mit einem Taschendieb befreundet. Wir arbeiteten zusammen und meine Aufgabe war es, angetrunkene Männer aufzuspüren, sie in ein nettes Gespräch zu verwickeln, auf die Schultern zu klopfen und abzulenken. Wenn mein Freund mir dann ein Zeichen gab, bedeutete das: Laß ihn laufen! Wir hatten dann eine Geldbörse mehr.

Es gab auch Tage, an denen ich Betteln gehen mußte. Oft ging ich dann zum Bahnhof, setzte mich in einen Zug und tischte den Mitreisenden irgendeine Lüge auf. »Ich bin bestohlen worden«, »ich muß unbedingt nach Hamburg«. So ging ich von Abteil zu Abteil, erzählte den Leuten, daß ich zu meiner Großmutter, zu meiner Freundin, zu meiner Frau müßte, drückte auf die Tränendrüsen und bekam meist 50 oder 100 Gulden zusammen. Ich erinnere mich noch, daß ein Mann auf meine Geschichte reagierte: »Sie sind heute schon der Dritte, was ist denn hier überhaupt los?« Da wußte ich, daß ich nicht allein unterwegs war.

Alle Mühe und alle Peinlichkeiten waren aber vergessen, wenn ich mir dann den ersehnten Schuß setzen konnte. Welch eine Erleichterung. Das Gift

strömte durch meinen Körper – Schmerzlosigkeit, Liebe, alles schien mir die Droge für kurze Zeit zu geben. So vergingen die Monate. Ich hetzte durch die Straßen, brach Autos auf, verkaufte falsches Haschisch und echtes LSD. Die holländische Polizei schob mich nach Deutschland ab, doch postwendend ging ich über die »grüne Grenze« nach Holland zurück. Nach einem weiteren Diebstahl, bei dem ich erwischt wurde, verzichtete die Polizei darauf, mich über die Grenze zu schicken »Wenn wir dich abschieben, kommst du doch wieder her. Was soll's.«

Die Drogen bestimmten meinen Abstieg und beschleunigten meinen Lauf auf dem Weg zur Hölle. Den Knast hatte ich nun verschiedentlich kennengelernt, nun sollte ich auch mit der »Klasmühle« bekannt werden.

Wegen einer kriminellen Aktion kam ich zunächst ins Gefängnis und anschließend in die Nervenanstalt. Da war ich nun mit Mördern, Sittlichkeitsverbrechern und Schwachsinnigen in einer geschlossenen Abteilung. Wie immer waren wir Junkies zusammen und hatten nur ein Thema: Drogen. »Ohne Dope, no hope.« Hier freundete ich mich mit einem Mädchen an, das auch süchtig war. Wir klammerten uns sehr aneinander und wenn am Samstag Geländeausgang innerhalb der Anstalt war, rückten wir aus und besorgten uns Drogen.

Nachdem ich entlassen war, brach ich bald darauf auch die angefangene Therapie ab. Immer wieder wurde ich rückfällig.

Die Rolling-Stones sangen:

*»Zerfetzt und abgewetzt.
Joe hat einen Husten, ziemlich schlimm.
Und das Kodein dafür verschreibt der Doktor.
Yeah.
Die Apotheke schickt's rüber.
Aber wer hilft ihm, von diesem Zeug runter
zu kommen?«*

Hätte ich damals doch nur gewußt, daß es tatsächlich *Einen* gibt, der allen Fixern, Alkoholikern, allen Kaputten und Ausgeflippten Rettung anbietet. Einen, der gesagt hat: *»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich«* (Joh. 14,6).

Aber dieser Eine, Jesus Christus, ist mir nachgegangen und hat mich aufgespürt.

Da saß ich 1970 in Stadelheim wegen irgendeiner Straftat. Ich war auf der Krankenstation, als Christen auftauchten, mit Projektor, Film und Leinwand. Fast alle gingen wir zu dieser Filmvorführung.

Als ich sah, was dort gezeigt wurde, dachte ich: »O

Junge, das sind Fanatiker. Schwarzes Buch, das sie Bibel nennen. Freimachen? Das ich nicht lache!«.

Auch wenn ich nichts davon angenommen hatte, irgendwie spürte ich doch etwas von der Liebe Jesu.

Einen Sommer darauf befand ich mich in München im Englischen Garten auf der Hasch-Wiese. Auf einem Hügel standen Christen, sie sangen und predigten. Doch ich wollte nichts hören und machte einen großen Bogen um sie.

Jahre später an derselben Stelle wieder diese Christen. Diesmal wollte ich ihnen nicht aus dem Weg gehen, sondern Randalie machen. Nicht mit der Faust, denn dazu war ich zu schwach, ich wog damals nur 54 kg. Aber ich hatte ein großes Maul und ging oft aggressiv durch. Dennoch blieb ich still, denn irgendwie wurde ich doch beeindruckt. Heute weiß ich, daß es die Liebe Jesu war. Einige Zeit später war ich wieder in Amsterdam. Ich hatte kein Geld, keine Drogen, sondern einen »Affen« im Rücken, als ich am Postamt stand, um Touristen abzulinken. Da kamen zwei Männer und erzählten mir von Jesus Christus und beteten mit mir. In meiner Not fühlte ich mich angesprochen und sprach mein erstes Gebet: »Wenn es Dich gibt, Jesus, dann schicke mir bitte Heroin!« Nun, das würde Jesus niemals tun. Er liebt den Junkie, aber nicht das Heroin, aber das

wußte ich damals noch nicht und fischte im Trüben, war von der Droge gefesselt und lief ihr nach. So zog ich wieder los, diesmal mit Glenn. Wir suchten einen Dealer auf und Glenn sagte zu mir: »Diesen übernehme ich!« Wir klopfen an sein Boot und öffneten die Luke. Eine Stimme rief: »Ja, kommt herein.« Glenn war ein stämmiger, kräftiger Schwarzer und strotzte trotz seiner Heroinsucht noch vor Kraft. Zur Begrüßung warf er die Cola-Flasche in die Ecke, schnappte sich den Mann am Kragen und sagte: »Gib mir dein Geld!« Daraufhin öffnete der Dealer seine Geldbörse und wollte ihm ein paar Scheine geben. »Geld habe ich gesagt, daß heißt alles.«

Der Dealer gab Glenn sein ganzes Geld, während ich in der Ecke teilnahmslos rauchend stand und wartete. Anschließend zogen wir ab und teilten die Beute.

Dann kam der Tag, an dem mir im Redlight-Distrikt von Amsterdam ein Freund von Christen erzählte, die ein Haus hätten, um Süchtigen zu helfen. Wenn sich auch alles in mir sträubte, wieder einen Entzug zu machen, so waren doch diese Christen meine letzte Hoffnung. Ein junger Farbiger sagte mir in einer Café-Bar: »Freund, ich war auch süchtig. Nur einer kann dir helfen: Jesus Christus!«

Ich war wie gespalten. Einerseits wollte ich diese

Christen aufsuchen, andererseits schreckte ich vor ihnen zurück.

Erst als man mich wieder einmal aus Knast und Psychiatrie entlassen hatte und mir klar wurde, daß ich bald einer von denen sein würde, die den Rest ihres Lebens in Nervenkliniken verbringen, suchte ich diese Christen auf. Und sie nahmen mich auf, so wie ich war, ein Junkie. Wer wollte mich auch sonst nehmen, ohne die Frage zu stellen, wer der Kostenträger sei?

Diese Leute hatten ein schönes Haus im Norden von Holland. Dort waren Junkies, Alkoholiker, Prostituierte, Zuhälter, aber auch solche, die der Herr Jesus bereits frei gemacht hatte. Irgendeiner war immer dabei, der gerade den Entzug durchmachte. Diesmal war ich es. Einer von den Christen war immer an meinem Bett, meist waren es zwei oder drei. Sie kümmerten sich um mich, erzählten mir, wie sie frei geworden seien und beteten mit mir.

Das erste christliche Buch, das ich las, war das von Nicky Cruz: »Flieh, Kleiner, flieh!« Eigentlich hätte Nicky auch meinen Namen tragen können. Mit 15 Jahren verließ er seine Familie und wurde Anführer einer Bande, weil er gemein und blutdürstig war und sich gegen jede Art von Bevormundung und Autorität auflehnte. Er besaß weder Herz noch Gefühl. Ich kannte diese Frustration, die Bitterkeit und

Wut, die ihn erfüllte. Beim Lesen dieses Buches zog mein bisheriges Leben an mir vorüber und ich erkannte, daß ich wie Nicky auf einer Einbahnstraße dem Verderben entgegenlief. Genau wie er war ich ohne Hoffnung, ohne Zukunft, müde vom Rennen.

Es kamen Tage, da wollte ich nicht länger bei diesen Christen bleiben. »Den ganzen Tag beten, den Herrn preisen, Bibelstunden, Abendmahl, das halte ich nicht aus, hier werde ich nicht alt. Ich werde wieder nach Amsterdam gehen und Arbeit suchen, wenn der Entzug vorbei ist. Die Leute hier haben einfach eine fromme Macke.«

Doch es kam ganz anders. Ich hatte den Entzug hinter mir und ich blieb. Und eines Tages wurde ich beim Bibellesen von Gott angesprochen durch die Worte: »... *wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen*« (Joh. 6,37). Welch ein Versprechen!

Im Gebet habe ich dann Jesus mein Herz ausgeschüttet und Ihm gesagt: »Ich kann nicht mehr, ich komme zu Dir, heile Du meine Wunden. Zeig Du Dich mir, und ich will Dir nachfolgen. Ich übergebe Dir meine Sünden, mein ganzes Leben, nimm Du mich an Deine Hand.«

Und Er hat mich frei gemacht. Kein Arzt, kein Psychiater, kein Psychologe, sondern allein Jesus Christus.

In Psalm 138,3 steht: *»An dem Tage, da ich rief, antwortetest du mir; du hast mich ermutigt: in meiner Seele war Kraft!«*

Jede irdische »Freiheit« verblendet unsere Augen und verwirrt unsere Sinne. Das Ende meiner Freiheitsgelüste war eine grausame Knechtschaft. Nur Jesus konnte diese Fesseln der Gebundenheit lösen. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit!

Durch Seine Gnade bin ich heute völlig frei von Drogen und bin froh, daß ich jetzt ein Kind Gottes bin und nicht mehr in der Gosse liege.

Nach einem Jahr in diesem Auffangzentrum ging ich nach Deutschland zurück. Jesus hat Großes an mir getan. Er hat mich von Depressionen freigemacht und eine Ewigkeitsperspektive gegeben. Als ich von Holland nach Deutschland trampelte, kam ich an einer Stelle nicht weiter. Da es kalt war, setzte ich mich in ein Telefonhäuschen, bis die Polizei kam, mich mitnahm und mir auf der Polizeistation nach der Kontrolle meiner Papiere erklärte: *»Sie bekommen eine Geldstrafe!«* Da ich sie nicht bezahlen konnte, mußte ich noch einmal ins Gefängnis. Aber diesmal ging ich als ein Kind Gottes hinein und sang Loblieder auf der Zelle, zur Verwunderung des Wärters, der mich durch den Spion beobachtete. Dort auf der Zelle konnte ich auch mit einem Junkie über Jesus Christus

sprechen. Nach der Entlassung kam ich nach München und lernte dort Christen kennen, die mich in ihre Gemeinschaft aufnahmen und mir zur Seite standen.

Gott hat mir dort in München auch einen Arbeitsplatz in einer Pizzeria geschenkt. Er hat mir geholfen und Freude und Gelingen bei der Arbeit gegeben. Zum ersten Mal in meinem Leben bekam ich auch echten Urlaub, weil ich zum ersten Mal längere Zeit gearbeitet hatte. Welch eine Freude zu erleben, daß meine Hände nicht nur gebraucht wurden, um einzubrechen, zu stehlen und Drogen zu drücken, sondern um zu helfen.

Dennoch war es nicht immer einfach, eine Vergangenheit, wie ich sie hatte, zu bewältigen. Wunden, die soeben verheilt waren, brachen plötzlich wieder auf, und ich mußte leider auch einen Rückfall erleben.

Ich fuhr von München nach Amsterdam, um Heroin zu kaufen und zu spritzen. Wahrscheinlich kann keiner meine Gefühle vor und nach dem Schuß verstehen und nachempfinden. Welch eine Schande, wenn einer, der von Jesus Christus befreit worden ist und Seine Freude und Seinen Frieden geschmeckt hat, wieder zur Nadel greift. Aber Gottes Liebe und Gnade ist größer als unser Versagen. Als ich so in Amsterdam in einer Bar saß und Musik

hörte, tauchten plötzlich Christen auf, die dort Plakate aufhängten. Mein ganzes Elend wurde mir deutlich, aber auch die unbegreifliche Tatsache, daß keiner mich aus der Hand des Vaters im Himmel reißen kann.

Ich erzählte den Christen, daß ich ein Kind Gottes und in Sünde gefallen sei. Sie beteten mit mir, und ich bekannte meinen Rückfall dem Herrn. Als ich darauf sofort zurück nach München fuhr, lagen dort meine Glaubensgeschwister auf den Knien und beteten für mich.

Von neuem durfte ich mich in die Nachfolge Jesu begeben. Noch keine Stunde habe ich seitdem meine Bekehrung bereut, im Gegenteil. Mein Leben hat Sinn und Ziel bekommen. Gott hat mich von den Drogen und anderen Gebundenheiten frei gemacht. Er hat mir ein Zuhause gegeben und ich weiß mich geborgen bei einem wunderbaren Gott, der alle Seine Versprechen hält.

Wenn Du mit einem Dealer zu tun hast, woher willst Du wissen, ob er Dir Rattengift oder Heroin angeboten und verkauft hat? Du glaubst ihm, ohne vorher zu untersuchen, ob er Dir wirklich Heroin gegeben hat. Und wie viele sind dabei gelinkt worden und haben sich in den Tod geschossen.

Jesus Christus kannst Du vertrauen.

Er lügt nicht, das haben unzählige Menschen in den vergangenen Jahrhunderten erfahren.

Auf Sein Wort habe ich mich verlassen und bin aus den Klauen der Sünde und Sucht gerettet worden.